2/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE WELT

Als der Berg brach...

FREIE WELT an der Kaskade von Baipasin

Das Erbe des „Wunder-doktors"

Ungarisches Heil-verfahren mit Laser

Farben von Paris

Liebeserklärung des Malers Robert Liebknecht

Bretter-kapriolen

Board-Balance bei Slalom und Hochsprung

Reportage
Zwischen Kilowatt und Koran – ein Kraftwerksingenieur und seine Kinder **Seite 4**

Bildreport
Kamtschatka-Reise zum Ende der Welt **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Städte-Stippvisite
In Phjòngjang entsteht ein 150 000-Mann-Stadion **Seite 16**

Wissenschaft
Auf der Suche nach den ersten Menschen **Seite 18**

Ungewöhnliche Begegnung
Der Glöckner von Kaunas **Seite 21**

Abrüstung
Todesstoß für „Chemie des Todes"? **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Serie
Professor Gildes Reisenotizen **Seite 26**

Naturschutzgebiete
Der Elch **Seite 28**

Freizeit
Die tollkühnen Männer auf ihren rollenden Brettern **Seite 30**

Bildgedicht
Hochzeit im Schnee **Seite 32**

Erzählung
Tibor Déry: „Ein feiner alter Herr" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie **Seite 40**

Motorsport
Autocross durch Schnee und Eis **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Medizin
Laserstrahlen heilen Wunden **Seite 46**

Vietnam heute
Das Fahrzeug Nr. 1 **Seite 50**

Bildende Kunst
Atelierbesuch bei Robert Liebknecht **Seite 52**

Titelfoto:
Peter Meißner fotografierte Marco Sladek, Übungsleiter für Skateboard bei der BSG Empor HO Berlin

Redaktionsschluß für dieses Heft: **11. 1. 1988**

Straßenkreuzer für Pjotr und Peter

Der erste Kinderwagen sieht aus, als hätten Kutsche und Handwagen Hochzeit gehalten. Ist auch gar nicht so abwegig: In Kutschen ließen die Herrschaften ihre Sprößlinge von Bediensteten umherfahren, in Handwagen zogen Mägde ihre Kleinen zum Feldrain. So viel zur ursprünglichen Klassenstruktur der Nachwuchsbeförderung, die bald ganz andere Dimensionen erhielt, als 1846 ein cleverer Zeitzer Stellmachergeselle mit der handwerklichen Produktion spezieller Kinderfahrzeuge begann, dieselbe seit 1860 fabrikmäßig betrieb und dabei schließlich kapitalistische Millionengewinne machte.

Wie aber um Himmelswillen bekomme ich jetzt die Kurve zur ökonomischen Strategie der Arbeiterpartei, ganz besonders im entscheidenden Planjahr 1988? Da ist guter Rat teuer. Oder besseres Rad billiger. Ja, so könnte es gehen: Wir handeln das Thema Intensivierung ganz einfach an so etwas Einfachem wie einem Kinderwagenrad ab.

Der VEB Zekiwa Zeitz, einziger Kinderwagenhersteller der DDR und größter in Europa überhaupt, braucht Millionen Räder in jedem Jahr. Über 280 000 Kinderwagen – das ist mehr als die Hälfte der Produktion – werden allein in die Sowjetunion exportiert und sind bei Eltern in Tscheljabinsk hinterm Ural genauso beliebt wie in Petropawlowsk auf Kamtschatka.

Die Räder also: Industrieroboter und Manipulatoren sind schon seit längerem zu ihrer Fertigung eingesetzt, diese Baugruppe als Feld für weitere Rationalisierung schien abgegrast. Es sei denn, man fände eine völlig neue konstruktive Lösung, welche die Zahl von 19 miteinander zu verbindenden Einzelteilen je Rad drastisch senkte. Man fand sie. Das neue wird im Plastspritzgießverfahren hergestellt, besteht nun nur noch aus 5 Teilen und bedarf zur Radwerdung ganzer 0,9 statt wie bisher 2,2 Minuten. Macht bei zunächst einer Viertelmillion dieser Räder im Einführungsjahr 1988 eine Arbeitszeiteinsparung von rund 5400 Stunden. Willkommener Nebeneffekt: Die hinterm Werk fließende Weiße Elster (woher sie bloß diesen Namen hat?) wird vor Freude um einen Schein blasser, denn durch die Verwendung korrosionsfreien Werkstoffs entfällt die galvanische Oberflächenveredlung von Felgen und Speichen, und das bedeutet weniger belastete Abwässer…

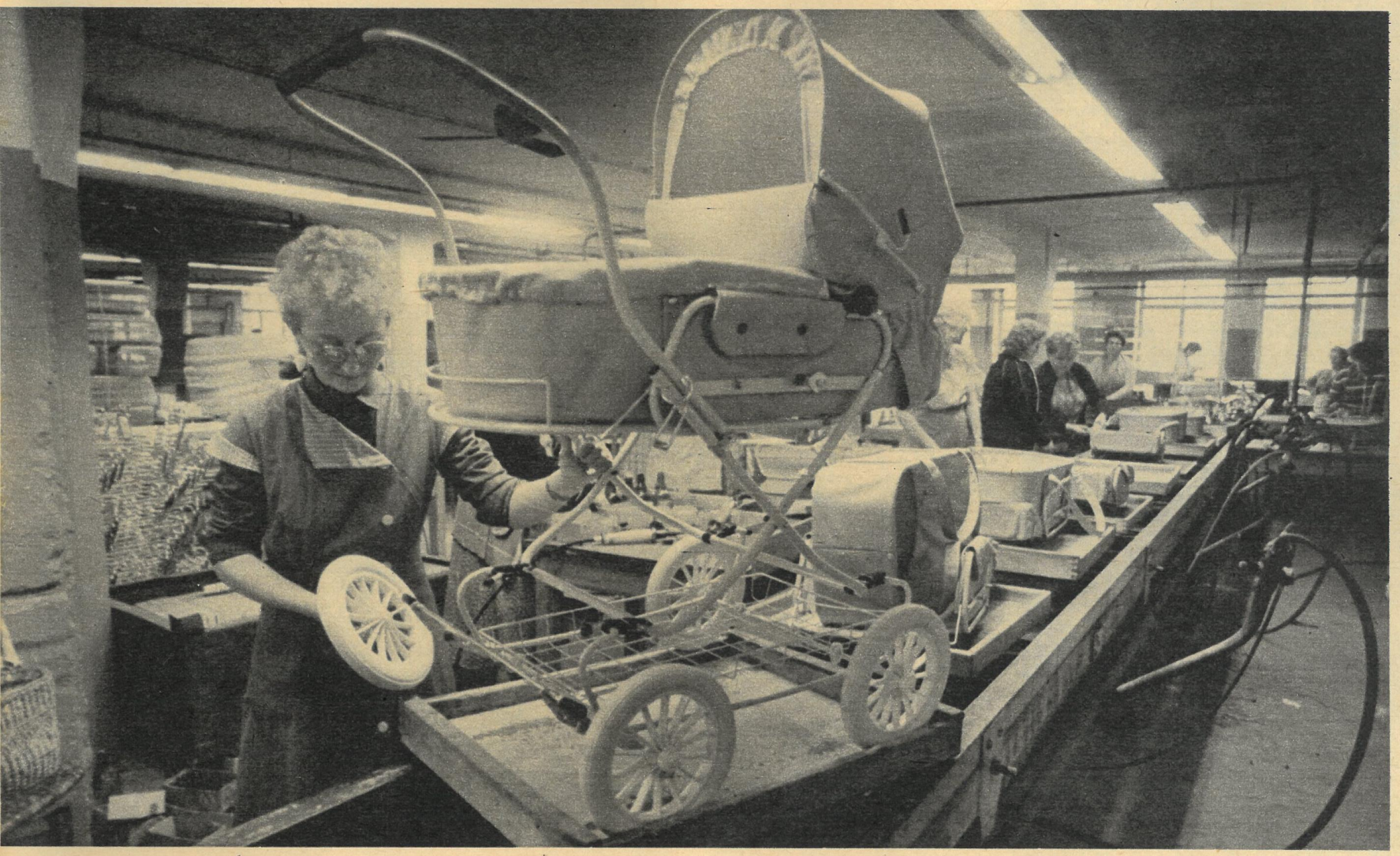
Jetzt wird's aber höchste Zeit, auf einen Sprung oben im Fachgeschäft in der Leninstraße vorbeizugucken. Oma und Opa beim Wagenkauf, die Kinderkutsche als Prestigeobjekt. Was von sich hermachen soll sie und was kosten darf sie auch, dem schönsten Enkel das schönste Gefährt! Sie nehmen den mit dem Quadroeffekt, vierfach verwendbar als Kinderwagen, als Sportwagen mit und ohne Verdeck, als Tragetasche. Über die Farbe wird noch gestritten. Bleu, mint oder lavendel, wir sagten früher blau, lindgrün oder lila dazu. Ich blende mich aus und ziehe in Gedanken den Hut vor den Zeitzer Kinderwagenbauern. Das mit dem Rad ist ja nur eine von vielen runden Sachen in ihrem ökonomischen Jahresprogramm.

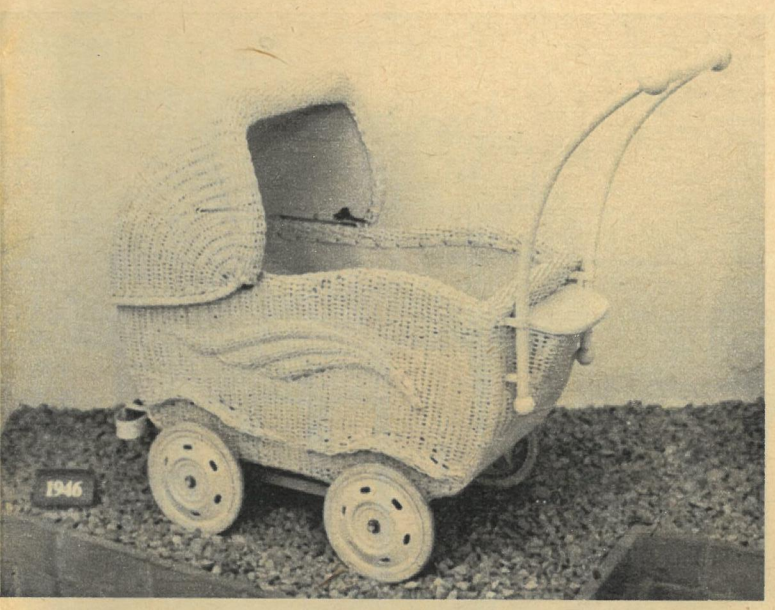
Fritz Jahn (Text)
Lothar Willmann (Fotos)

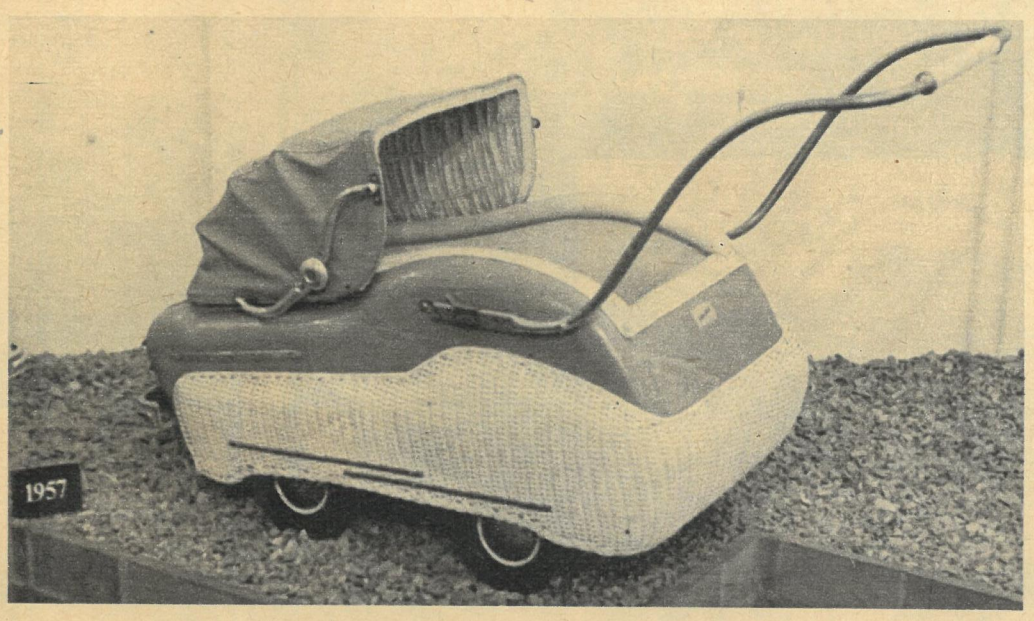
Übrigens – die abgebildeten Kinderwagen (und viele andere mehr) sind im Zeitzer Museum ausgestellt.

1906

OPEL-FABRIKATE
ZEITZER KINDERWAGEN- & HOLZWARENFABRIK
OPEL & KÜHNE
1911 ZEITZ PROV. SACHSEN 1911




1946


1957

Eine Reportage von
Fritz Jahn (Text) und
Detlef Christel (Fotos)

Der Fluß, der den Gletschern des Pamir entspringt, stürzt streckenweise mit 150 Stundenkilometern vom Dach der Welt, Energie-Wissenschaftler bescheinigen ihm eine Potenz von gut 10 000 Megawatt. Die Tadshiken nennen ihn Wachsch, den Wilden, Unbezähmbaren. Demnach sind die Männer auf unserem Bild Dompteure. Sie zwingen dem Fluß das fünfte Wasserkraftwerk der Wachsch-Kaskade auf: Baipasin. Leicht haben sie es nicht. Tadshikistan besteht zu 93 Prozent aus Gebirgen, die Hälfte des Territoriums liegt über 3000 Meter hoch, immer wieder kommt es örtlich zu Naturkatastrophen. Als Steine auf dem Weg der Industrialisierung erweisen sich manchmal auch noch vom Koran bestimmte Traditionen. – Wir waren bei Muchabad zu Gast, dem Brigadier. Eigentlich ist Muchabad ein weiblicher Name, nur in ländlichen Bergsiedlungen wird er Jungen wie Mädchen gleichermaßen gegeben. Leute, die wissen, wie Muchabad lebt und arbeitet, sagen, der Name paßt sehr gut zu ihm...

...denn Much

abad heißt Liebe

...denn Muchabad heißt Liebe

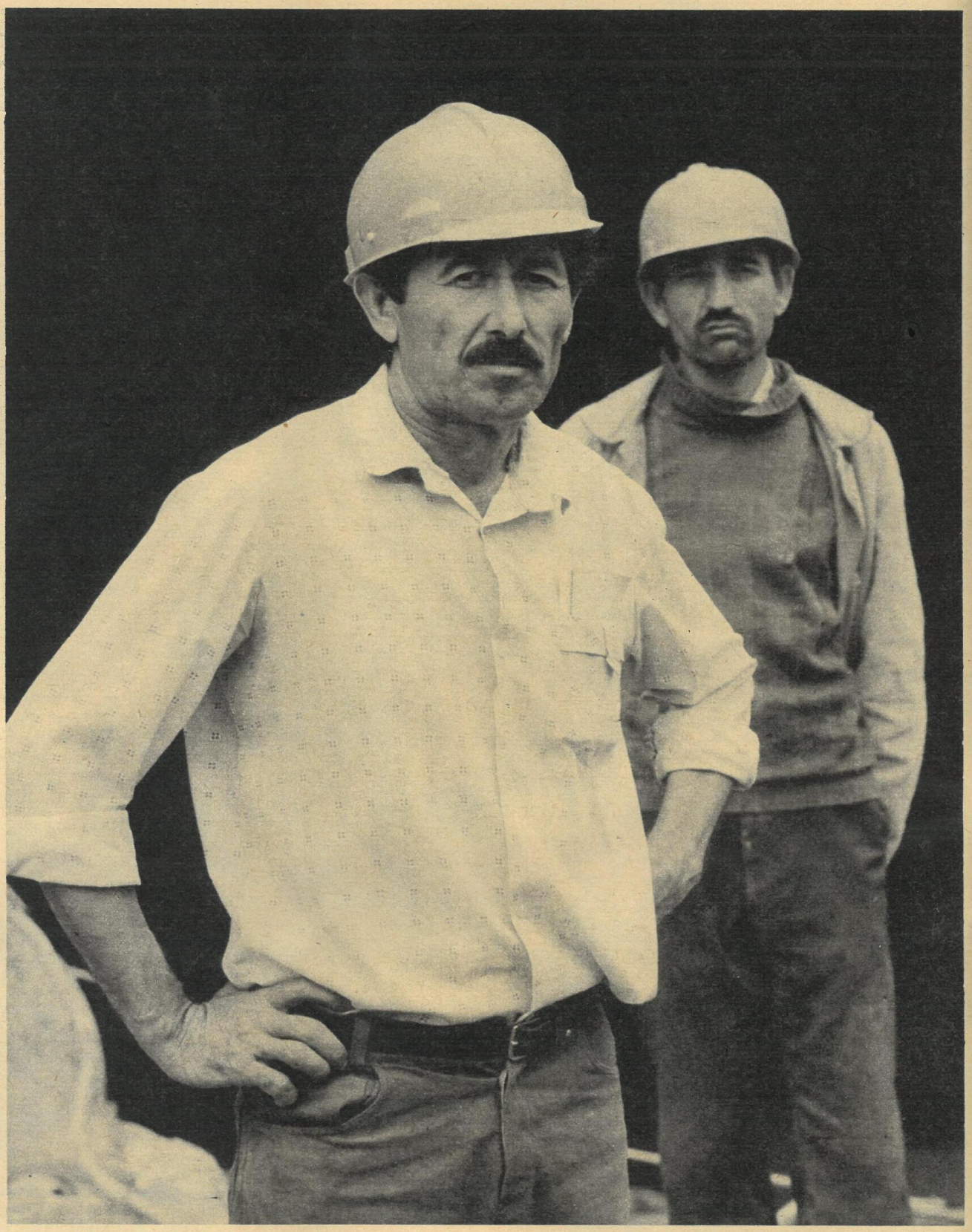
Von Nurek, wo Muchabad wohnt, bis nach Baipasin, wo er arbeitet, sind es 20 Kilometer. Auf halbem Wege will unser Chauffeur nicht mehr. Eine Weile schon hat er geduckt hinterm Lenkrad gesessen und immer wieder argwöhnisch nach oben geblickt. Guckt euch bloß an, wie die Berge arbeiten! Hin kommen wir vielleicht noch, aber zurück...?
Als wir keine Miene verziehen, heißt er uns aussteigen und galoppiert in seiner Blechkiste ein Stück allein weiter. Wir haben hinterherzutraben, die Augen immer hübsch gen Himmel gerichtet. Und da bemerken wir endlich auch, was den geübten Gebirgsfahrer beunruhigt hat. Kleine Steinchen tanzen den Hang hinab, als spiele jemand auf den Gipfeln Murmeln. Hier und da läßt sich eine Handvoll Geröll mitreißen, ganz oben hocken tonnenschwere Felsblöcke in den Startlöchern... Die liegen dann auch prompt auf der Fahrbahn, als wir von Muchabad zurückkommen. Doch befindet sich schon ein Bulldozer an Ort und Stelle, und überhaupt ist diese Begebenheit ein Klacks gegen das, was ein paar Wochen zuvor geschah.

Die Katastrophe

In Nurek tagte das Stadtparteikomitee, es ging um Kaderfragen. Gegen 18 Uhr Applaus für einen Redner, der bemängelte, noch immer gäbe es zu viel Männer, die – zuungunsten der Frauen – ein warmes Plätzchen im Handel der rauheren Luft in der Produktion vorzögen, hier müsse man schon in der Schule Jungen und Mädchen besser orientieren und motivieren.
Weiß der Teufel warum, aber draußen braute sich in diesem Moment mit Blitz und Donner ein zusätzlicher Tagesordnungspunkt zusammen: Allahs Wille, höhere Gewalt, um mit den ehrwürdigen, bärtigen Moslems in der Teestube nebenan zu reden, parteilich wäre das Thema als „Bewährung der Kader in extremen Situationen" zu formulieren.
Die Scheibenwischer fanden nicht mehr die Kraft, sich zu heben, so stark goß es. Vier Geologen, die trotz Warnung mit ihrem Lastwagen losfuhren, stürzten unterwegs ab und ertranken. Die Sintflut schoß an blankgewaschenem Fels und undurchlässigem Lehm herab wie an Wänden von Glas, sammelte sich in den Schluchten, bildete reißende Ströme, grub Furchen von der Tiefe mehrstöckiger Häuser, zerriß Strom-, Gas-, Heiz-, Wasser- und Kanalisationsleitungen, spülte 300 Kühe und Schafe in den Wachsch sowie den Inhalt der städtischen Müllgrube – und dieser ganze Schlamassel trieb nun in wahnwitziger Geschwindigkeit auf Baipasin zu, auf die Einlaßkanäle der Turbinen...
Muchabad hörte die böse Nachricht in der Hauptstadt Duschanbe, wo er ein paar Tage Urlaub verbrachte. Sofort kehrte er zurück und reihte sich ein in die große Schar der Hilfswilligen – Arbeiter, Ingenieure, Ärzte, Milizionäre –, die Tag und Nacht an der Beseitigung der Schäden arbeiteten, manchmal so viele Stunden hintereinander, daß sie vor Müdigkeit förmlich umfielen.

Anfangs half er mit seinen Leuten, eine der zerstörten Brücken wieder instand zu setzen. Danach krochen sie in die Wassereinlaufkanäle auf die unfreiwillig gestoppten Aggregate zu, um das Angeschwemmte wegzuräumen. Am schlimmsten waren die Tierkadaver. In den engen Röhren ließ sich keinerlei Maschine gebrauchen, alles mußte mit den Händen gemacht werden.

Als erstes standen die Überlandleitungen von Nurek wieder, die wichtige Werke mit Elektrizität versorgen. Wenige Tage später ging auch im Kraftwerk Baipasin der planmäßige Ausbau weiter.



Der vierzigjährige Brigadier Muchabad Schafirow (oben, links) und seine gleichaltrige Ehefrau Ojimgul mit ihrer einjährigen Tochter Rosia. Das zehnte Kind ist unterwegs.

Die Rechnung

Die führende sowjetische Fachzeitschrift „Woprossy Ekonomiki" stellte unlängst folgende Rechnung auf: „Allein in der Industrie des Landes gehen wegen mangelnder Arbeitsorganisation jährlich Dutzende Millionen Produktionsarbeiter-Tage verloren, gleichzeitig werden aber Hunderte Millionen Überstunden geleistet, dabei ist bekannt, daß jede Minute Arbeitszeit im Lande ständig in ihrem Werte steigt."
Muchabad Schafirow, Mitglied der KPdSU seit 1976, und seine Leute gehören zu den vielen, die in puncto Arbeitsorganisation und Arbeitsdisziplin eine neue Bilanz aufmachen, ganz im Sinne der Beschlüsse des XXVII. Parteitages.
Die Komplexbrigade – bestehend aus Betonierern, Schweißern, Schlossern, Tischlern, Putzern, Montagearbeitern – zählt 25 Mann, davon 17 Tadshiken, die anderen Usbeken, Russen, Ukrainer. Gearbeitet wird in zwei Schichten, von 9 bis 17 und von 17 bis 2 Uhr; drei Schichten gibt es nur, wenn viel Beton gegossen werden muß. Fast jeder kann jeden in seinem Beruf ersetzen, was bei Ausfällen durch Krankheit oder Urlaub keine allzu großen Probleme entstehen läßt.
Außerdem, sagt Muchabad, arbeiten wir in der Brigade seit gut zwei Jahren nach der wirtschaftlichen Rechnungsführung.
Wie ist das zu verstehen?

...denn Muchabad heißt Liebe

Nun, zu Beginn des Monats erhält unsere Brigade ihre Aufgabe. Arbeitsumfang, Materialverbrauch, Lohnsumme, Termine, alles ist genau festgelegt, eine Art Objektlohn. Haben wir es früher geschafft, läuft unsere Uhr schon für den nächsten Monat, und es gibt Leistungsprämien.

Tempo, Tempo – und die Qualität, bleibt die da nicht manchmal auf der Strecke?

Die technische Inspektion, unsere Gütekontrolle, muß ihr Ja und Amen zu unserer Arbeit sprechen, erst dann rasselt's im Karton.

Aber da läßt sich vielleicht der eine oder andere überreden, ein Auge zuzudrücken...

Mag sein, daß es so was gibt. Bei uns nicht. Verstehen Sie doch, wir fühlen uns für unsere Arbeit verantwortlich, und wir wollen, daß es mit der Umgestaltung der Wirtschaft vorangeht in unserem Land!

Also keine schwarzen Schafe in der Truppe, Arbeitsbummelei, Alkohol?

Nicht mehr. Entweder sie haben die Chancen genutzt, die wir ihnen gegeben haben, oder wir haben uns von ihnen getrennt.

Was verdient man so im Durchschnitt bei euch?

350 bis 400 Rubel. Wenn einer, sagen wir mal, seins nur so recht und schlecht macht und andere für sich arbeiten läßt, kann es passieren, daß er mit 150 oder 200 nach Hause geht, ohne Leistungszuschläge eben, dafür stecken andere vielleicht 500 oder 600 ein, doch wer will es auf so etwas schon ankommen lassen.

Und wer bestimmt, wieviel einer kriegt?

Das mache ich zusammen mit dem Rat der Brigade, in dem die Besten sind. So wie du arbeitest, so wirst du bezahlt, heißt es bei uns. Und das funktioniert!

Der Brunnen

Ein guter Mann, unser Muchabad, 20 Jahre Arbeitserfahrung, einer, der die Menschen gern hat, der streng ist und gerecht, weshalb wir ihn auch ins Betriebsparteikomitee und als Deputierten in den Ortssowjet gewählt haben, wo er für Wohnungsangelegenheiten der Arbeiter verantwortlich ist.

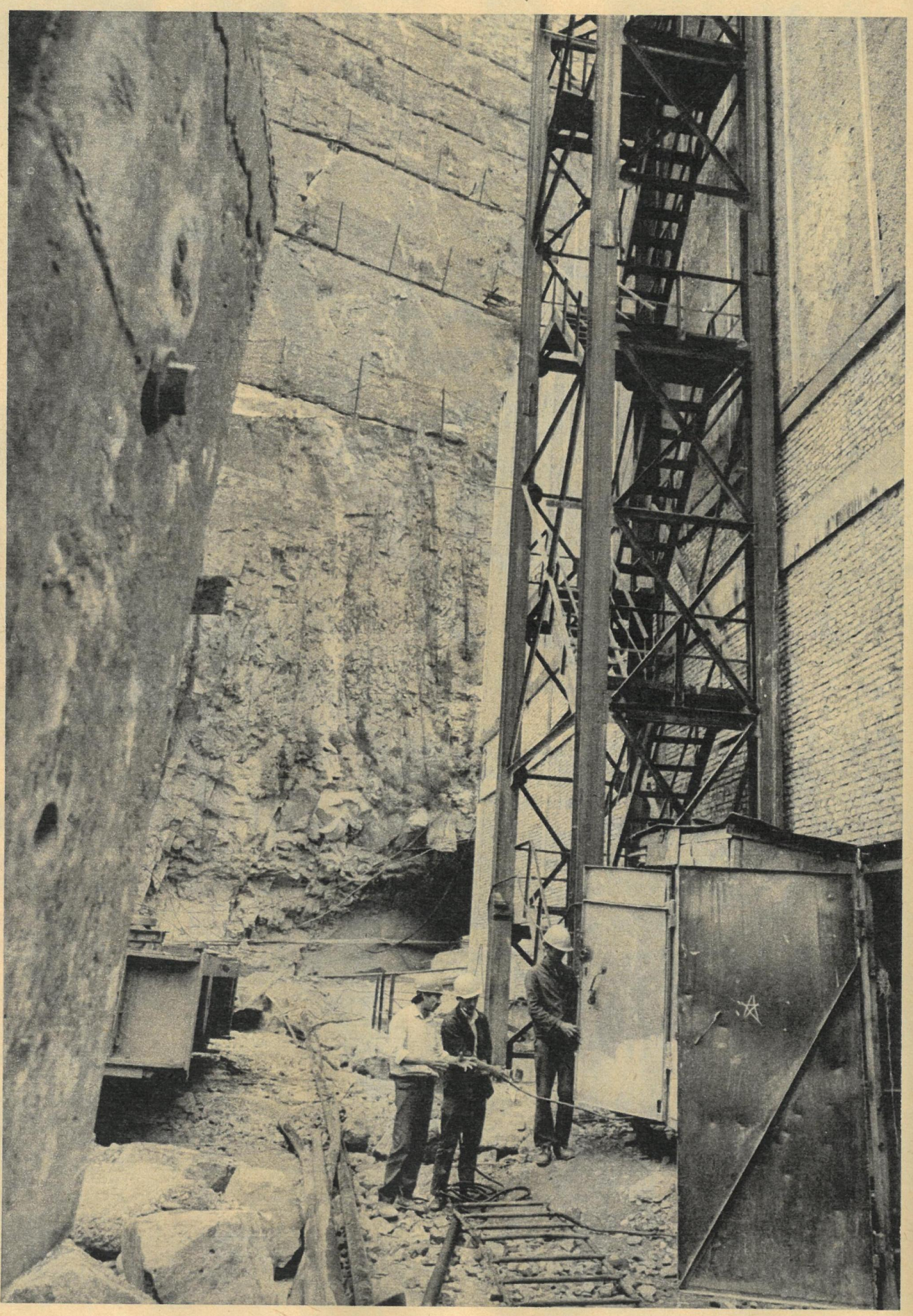
Dieses Loblied singt Alexander Koslow, Direktor und Chefingenieur von Baipasin in einer Person, und fügt gleich hinzu: Aber glauben Sie nicht, daß wir schon überall so weit sind wie bei Muchabads Mannschaft. Wir wollen, daß alle Brigaden nach der wirtschaftlichen Rechnungsführung arbeiten, aber dazu braucht's hohe Qualifikation und Disziplin.

Koslow ist ein alter Hase im Kraftwerksbau, war schon in Kuibyschew, Krasnojarsk und Bratsk dabei. Offen gesagt, meint er, damals haben wir besser gebaut, obwohl die Zeiten schwerer waren, nun ja, der Enthusiasmus der Nachkriegsjahre...

Befragt, wie er denn auf seiner Baustelle Qualität und Effektivität erhöhe, nennt er ein Stichwort, auf das wir schon lange gewartet haben. In der Rede des Ersten Sekretärs des ZK der Kommunistischen Partei Tadshikistans auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU hatten wir nämlich gelesen, daß „sich die Kraftwerksbauer der Republik zu einem kühnen Experiment entschlossen. Sie wollen das Kraftwerk Baipasin schlüsselfertig bauen."

Schlüsselfertig – was heißt das?

Koslow erklärt es. So eine Kraftwerksbaustelle, sagt er, ist doch wie ein Ameisenhaufen. In Nurek zum Beispiel waren 400 über die ganze Sowjetunion verstreute Betriebe mit ihren Ausrüstungen, Maschinen und Baustoffen vertreten. Baipasin ist zwar kleiner, aber im Prinzip geht es ähnlich zu. Viele der Beteiligten sahen früher nur das Eigene, ihr Teilstück. Nach der neuen Methode zählt für die Kooperationspartner das Endergebnis. Erst zum Schluß, wenn das Kraftwerk als Ganzes in einwandfreiem Zustand schlüsselfertig an den Besteller, das für die Energiewirtschaft zuständige Ministerium, übergeben wird, wenn also jeder der Partner seinen Auftrag termingetreu und in guter Qualität erfüllt und keine Stockungen des Ablaufs verursacht hat, erst dann stimmt das Geld. Es gibt sogar mehr: Zehn Prozent der beim Bau und bei der vorfristigen Übergabe der Aggregate eingesparten Summe wird zum Gewinn zugeschlagen. Alle Fäden laufen in den Händen der Bauleute zusammen, die – und auch das ist neu – in der Entstehungsphase gleichzeitig Nutzer des Kraftwerkes sind. Wir warten nicht



mehr ab, bis das ganze Drumherum fertig ist. Sobald ein Aggregat laufen kann, wird es angeworfen, auf diese Weise sind wir schon drei bis vier Monate früher ans Netz gegangen. Die Gewinnspanne zwischen den 0,20 Kopeken Selbstkosten und den 0,45 Kopeken Verkaufspreis an den Staat pro Kilowattstunde fließt in die Kasse der Bauorganisation, dafür können wir zusätzliche Erholungsplätze schaffen und andere soziale Maßnahmen für die Arbeiter bestreiten.

Wie in den Felsen gemeißelt wirkt das Kraftwerk Baipasin (links). – Das Wort der Alten hat Gewicht in den Familien – nicht immer zugunsten des Neuen (unten).

Unseren Einwand, daß damit feine Zeiten angebrochen seien, man brauche den Termin der Schlüsselübergabe nur geschickt hinauszuzögern, um den Rubelstrom möglichst lange fließen zu lassen, kontert der Direktor mit der Bemerkung: Wenn wir nicht zum vereinbarten Termin übergeben, setzt es eine Strafe, die dem Gewinn in nichts nachsteht!

Der Fünfundfünfzigjährige soll auf dem Baipasiner Chefsessel bleiben, wenn Ruhe eingezogen ist und nur noch die Turbinen summen. Doch es juckt ihn, sich noch einmal zu erproben, Wachsch-aufwärts, näher hin zum Pamir. Dort entsteht in Rogun ein 3600-Megawatt-Riese, der selbst Nurek noch in den Schatten stellt (zum Vergleich: Wärme-Kraftwerk Boxberg 3500 Megawatt).

Und damit sind wir gleich beim nächsten Problem. Zwei Jahre etwa dauert es, bis ein Berufsschulabgänger vollwertige Arbeitskraft ist, zu lange. Koslow hofft sehr auf die Schulreform, die mehr Praxisbezogenheit und Produktionsnähe verlangt.

An jungen Leuten mangelt es jedenfalls nicht, im Gegenteil. Tadshikistan hat die höchste Geburtenrate der UdSSR, sie ist dreieinhalbmal höher als der gesamtsowjetische statistische Durchschnitt, der bei 2,4 Kindern je erwachsene Frau liegt. Das fordert den sozialistischen Staat zu immer neuen Anstrengungen heraus, allen Arbeit zu garantieren. Keine leichte Sache, wenn man weiß, daß es hier wie in allen Teilen des sowjetischen Orients Sitte ist, daß die Familie zusammenbleibt, ein Gebot des Korans ursprünglich, über Jahrhunderte jedoch zu einer Tradition geworden, die nicht nur von gläubigen Mohammedanern gepflegt wird.

Übervölkerte Dörfer bei gleichzeitigem Arbeitskräftemangel in den Industriezentren sind die Folge, wenn sich Eltern gegen die Abwanderung ihrer Kinder in die Städte stemmen. Administrieren hilft da nichts, nur überzeugen, manchmal auch ein wenig List. So wie sie einem Kollegen Muchabads eignet, dem Betonierer Akram, der in den abgelegenen Gebirgsdörfern um Rogun erfolgreich war. Seine Methode: Er setzt sich gern zu den Aksakalen, den Ältesten, die in den Sippen das Sagen haben, wartet, wie es sich gehört, bis ihm der Allerälteste das Wort erteilt, bringt das Gespräch behutsam auf jene uralte Regel, nach der ein Mann erst ein Mann wird, wenn er a) einen Sohn gezeugt, b) einen Baum gepflanzt und c) einen Brunnen gegraben hat, läßt einfließen, daß der künftige Stausee von Rogun, 100 Kilometer lang, ergiebig wie tausend mal tausend Brunnen sei... Und wenn dann, rein zufällig, versteht sich, noch ein 27-Tonnen-Kipper aus Akrams Brigade ins Dorf einreitet, auf den die Jungen begehrlich blicken, ist der erste Schritt getan.

Das Haus

Muchabad hat sich einen Tag Urlaub genommen und ihn uns geschenkt.

In seinem betagten, jedoch noch ganz munteren Wolga kutschiert er uns über Serpentinen und durch Berge auf den Damm des Nurek-Kraftwerkes. Der ist 300 Meter hoch, nicht ganz so hoch wie der Berliner Fernsehturm, und noch immer der höchste Staudamm der Welt. Muchabad war dabei, als 1968 die ersten Kubikmeter Beton gekippt wurden, und er blieb, bis 1979 alle neun Hydrogeneratoren Strom lieferten, sechsmal so viel übrigens wie das gesamte vorrevolutionäre Rußland im Jahre 1913.

Ich kenne hier jeden Stein, sagt Muchabad und legt die Hände auf das Geländer der Dammkrone, jede Ecke ist mir lieb. Bald wird er mit ähnlicher Wärme von Baipasin reden, seinem zweiten Kraftwerk, und daß er danach 30 Kilometer flußabwärts an Sangtuda, seinem dritten, arbeiten wird, ist beschlossene Sache.

Hinterm Damm ein türkisfarbener See von 70 Kilometer Länge, in rötlich schimmerndes Felsgestein gefaßt. Und da Muchabad, wie es scheint, mit jedem bekannt ist, findet sich – zur besonderen Freude unserer beiden Betreuerinnen von der Redaktion „Sowjetunion" – auch gleich ein Maschinist, der zur Dampferfahrt lädt.

Ich beobachte Muchabad – dunkle Augen, kohlschwarzer Schnurrbart, hageres energisches Gesicht – und muß an die wilden Dshigitenreiter aus den Revolutionsfilmen denken. Genießt er nur die Romantik der Landschaft? Ich glaube es nicht.

Die kaum vorstellbare Kraft von über 100 Milliarden Kilowattstunden hat dieses angestaute Wasser bislang gegeben, das Porzellanwerk Tursunsade lebt davon, das Tadshikische Aluminiumwerk, der fruchtbar gewordene Boden der Jawan- und der Dangara-Steppe. Gleich hinter der Abriegelung, im einstigen Tal des Todes, in dem, wie die Legende berichtet, sommers die Vögel vor Hitze vom Himmel fielen, wachsen die besten Granatäpfel des Landes, und wäre der Wolkenbruch nicht gewesen, hätten sie im vergangenen Jahr 200 Tonnen Zitronen ernten können.

Für all das hat Muchabad die Hände geregt, und dafür ist er geehrt worden: Held der sozialistischen Arbeit, zweimal Leninorden, einmal Rotbannerorden.

Er hat neun Kinder. Die Mädchen Rosia(1), Schamsia (4) und Sebogul (6), die Jungen Scherali (8), Suleiman (10) und Abdulmumin (12) sowie weitere drei Töchter, nämlich Sebuniso (14), Safargul (16) und Honimgul (18), die Endung -gul bedeutet Blume. Ojimgul, das ist Muchabads Frau, erwartet das zehnte, eine Fußballmannschaft möchte es schon werden, sagt der Hausherr, denn Kinder sind der Reichtum der Familie und ein Symbol der Manneskraft, außerdem liebe er Kinder. Über die von staatlicher Seite geführte Aufklärungskampagne zur Geburtenregelung will kein Gespräch in Gang kommen.

Muchabad bewohnt ein einfaches, geräumiges Einfamilienhaus mit dazugehörigem Garten wie viele in Nurek. Die großen Töchter arbeiten in der Küche, wir kreuzen die Beine bei den Vorspeisen auf dem gutgepolsterten Boden des Wohnzimmers; Stühle, Tische und Betten gibt es im Hause nicht, nur Teppiche und Matten. Die Frau bekommen wir erst nach dem Essen zu Gesicht, ab und zu steckt eine von den kleineren Mädchen den Kopf um die Türecke, um die Gäste für eine Sekunde zu begukken. Bestickte Deckchen, die sie uns als Geschenk zugedacht haben, lassen sie durch Suleiman überreichen, dem es zusteht, neben dem Vater zu sitzen.

Sich vorzustellen, daß die schöne schwarzzöpfige Honimgul am Stadtstrand von Nurek in der Sonne läge, womöglich noch im Bikini, kann nur der Gedankenwelt eines aus Europa Zugereisten entspringen. Das machen die belorussischen, ukrainischen und russischen Mädchen in Nurek, tadshikische Mädchen machen das nicht. Wenn sie schwimmen gehen, dann heimlich, die Freundinnen miteinander, ohne daß fremde Blicke sie verfolgen.

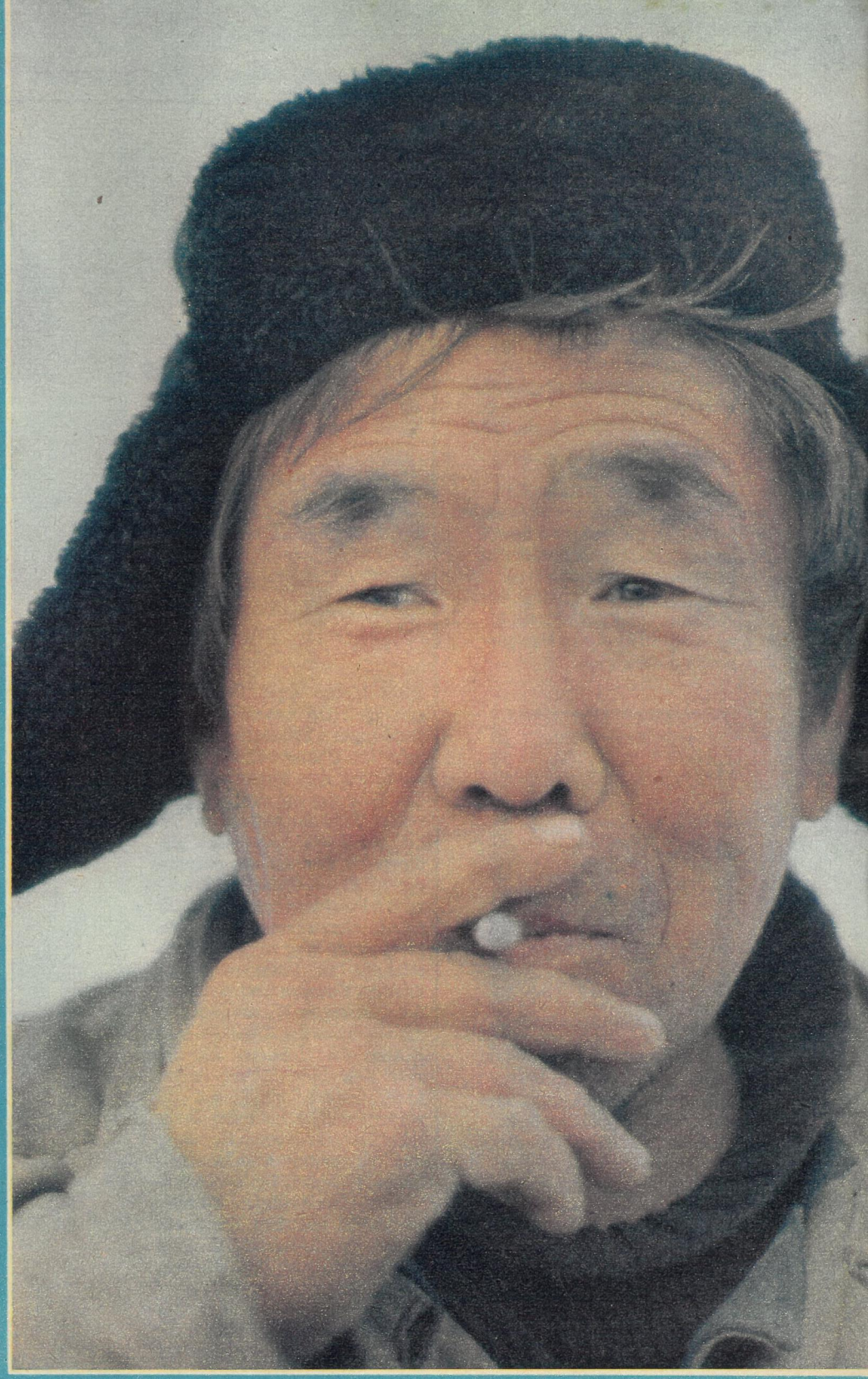
Wir sprechen über die Männer. Über Muchabads sechs Brüder, die alle einen angesehenen Beruf ausüben. Taucher, Schweißer, Kraftfahrer, Baggerführer. Alle sind ganz schön herumgekommen im Land. Am meisten Muchabad, der ist jedes Jahr mindestens einmal in Moskau, sogar in Griechenland war er schon, als Mitglied einer Regierungsdelegation.

Einmal haben auch Muchabads verstorbene Eltern eine Reise gemacht. Das war im Kriege, sie brachten mit Eseln Weizen zur Ablieferung in die 80 Kilometer entfernte Hauptstadt, eine Straße gab es damals noch nicht.

Reise zum Ende der Welt:

Bass und Barrancas

Kamtschatka, die gebirgige Halbinsel jenseits des stürmischen Ochotskischen Meeres, ist tatsächlich so, wie man sie sich vorstellt, wie sie in Geographiebüchern beschrieben wird: Landschaften von atemberaubender Schönheit. Ihre Bewohner indes sind für den Reporter eine Fundgrube und eine Überraschung zugleich. Oder hätten Sie am Fuß eines Vulkans einen Mann mit einer Baßgeige vermutet, die sich sehen lassen kann? TAKRAF-Krane, die hier in Petropawlowsk-Kamtschatski, Hauptstadt der Halbinsel, wie in allen größeren Häfen der Sowjetunion trefflich ihren Dienst tun (Foto unten rechts), begrüßten wir dagegen wie alte Bekannte... Natürlich haben wir Vulkane (Foto oben) um- und überflogen, mit den Flügelspitzen dabei fast die Barrancas berührend, jene scharf hervortretenden Rippen, die die Vulkanhänge zerschneiden. Im Tal der Geysire waren wir und im Krater eines erloschenen Vulkans. Auch was es mit dem Lachs auf sich hat, wie er bewirtschaftet, wie er verarbeitet wird, haben wir erfahren und erkosten können. Zu Besuch bei den Korjaken (Foto oben rechts) – dieses Volk gehört neben den Ewenen und den Itelmenen zu den Ureinwohnern – haben wir den Buben gehört, jene Rentierhaut-



Trommel, mit der da zum Tanz aufgespielt wird. Und wir erfuhren noch manches andere. Der wunderbar reine Strandsand an den Gestaden des Pazifik schließlich, der für die Erfüllung des Wohnungsbauprogramms gewonnen wird, ist – Sie werden es kaum glauben – kohlrabenschwarz. Habe ich Sie ein wenig neugierig machen können auf Kamtschatka und seine Menschen? Dann lesen Sie demnächst in FREIE WELT unseren Beitrag:

78 Lachse bis Milkowo

Jürgen Geitner (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

● Wörtlich

Es gibt einen engen Zusammenhang zwischen dem Kampf gegen das Wettrüsten und dem Kampf gegen die Apartheid. Nirgendwo kann ein Kampf für die Interessen eines Volkes siegreich zu Ende geführt werden, wenn es nicht gelingt, Frieden und Sicherheit für unseren Planeten zu gewährleisten.

Angela Davis, USA

● Kurz berichtet

Der Bau einer U-Bahn für Shanghai hat in der mit zwölf Millionen Einwohnern bevölkerungsreichsten Stadt Chinas begonnen. Nach ihrer Fertigstellung Mitte der 90er Jahre soll sie auf sieben Linien ein Drittel des Nahverkehrs aufnehmen.

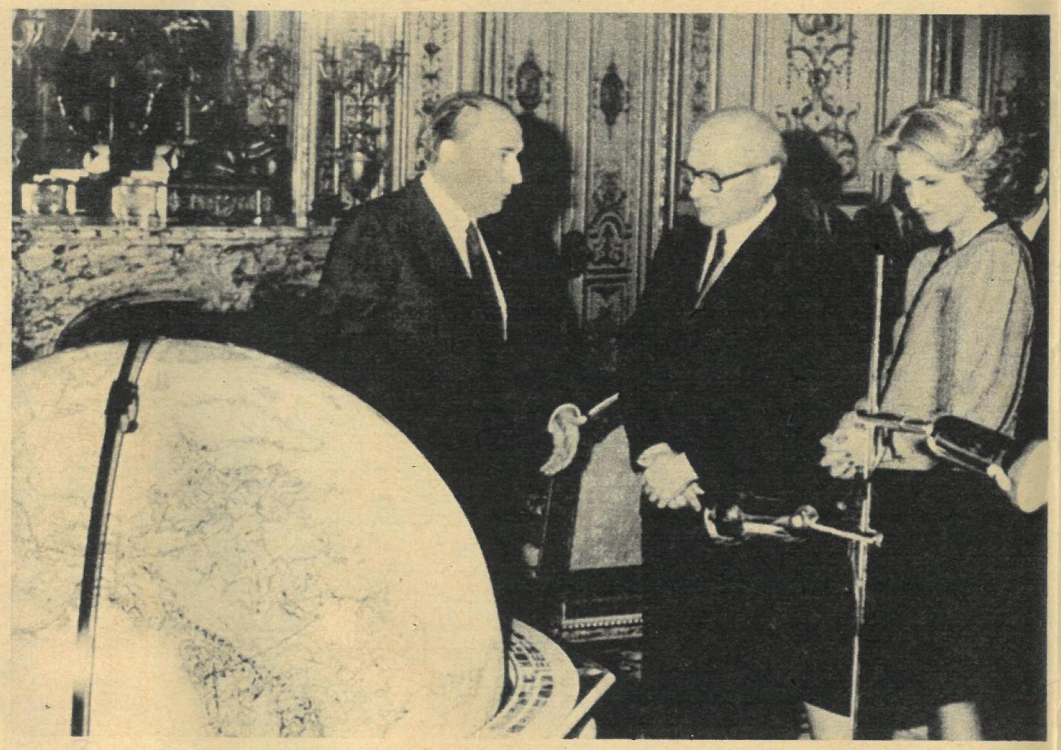
In einer Auflage von 250 000 Stück erschien jetzt in Rumänien eine Briefmarkenserie, die unter Naturschutz stehenden Tieren gewidmet ist. Gegenstand der Serie sind die im warmen und feuchten Klima des Donaudeltas lebenden Pelikane.

Die Ungarischen Staatseisenbahnen führten eine interessante Neuheit ein: Ein „mobiles Kinderzimmer" – eingerichtet in einem Personenwagen – verkehrt versuchsweise zwischen Budapest und Esztergom am Donauknie. Auch für weitere Strecken ist diese neue Gratis-Dienstleistung geplant.

»El Oriente«, die älteste in Kuba noch existierende Zuckerfabrik, wird derzeit rekonstruiert und in ein Museum umgestaltet. In dem 1844 in der zentralen Provinz Camaguey gebauten Betrieb werden u. a. eine alte Dampfmaschine, drei riesige Eisenkessel sowie die Glocke, deren Schläge den Tagesrhythmus der Arbeiter bestimmten, unversehrt zu besichtigen sein.

Ein reines Mädchen-Quartett wurde in Woronesh in der RSFSR geboren. Die Stadt mit knapp einer Million Einwohner verzeichnete damit erstmals in ihrer Geschichte Vierlinge.

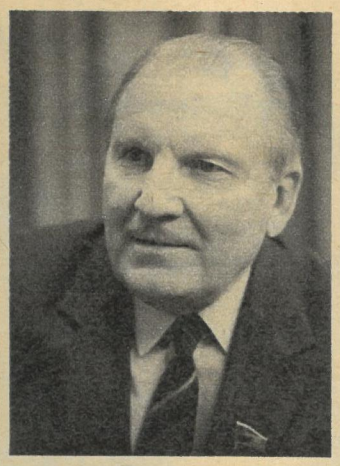
Drei Tage an der Seine



Zwei Meter lange Staatsflaggen der DDR neben der blau-weiß-roten Trikolore beiderseits der Champs-Élysées deuteten seit den Morgenstunden des 7. Januar auf drei ereignisreiche Tage im politischen Leben von Paris. Spätabends plädierte im Festsaal des ehrwürdigen Élysée-Palastes Frankreichs Präsident beim Diner für seinen Staatsgast für den gemeinsamen Weg zu neuem Verständnis im Interesse beider Länder, Europas und des Friedens. François Mitterrands Toast beschwor das Ergreifen und Nutzen der Chancen, die unsere Zeit bietet. Und er tat nachdrücklich kund, gut zu wissen, welche Rolle die Deutsche Demokratische Republik und ihr erster Repräsentant, Erich Honecker, bei den ernsthaften Überlegungen spielen, Sicherheit auf dem Kontinent zu gewährleisten. Und knüpfte daran schließlich den Wunsch, den Dialog mit der DDR über die Besuchstage hinaus fortzuführen. Die Rede hatte ihr Echo, Erich Honeckers Erwiderung, unterschiedliche Gesellschaftsordnungen und Wertvorstellungen seien kein Hindernis für Übereinkommen zugunsten einer breiten Koalition der Vernunft und des Realismus, machte Schlagzeilen. Vor allem auch der Geist der Résistance war es, der den Staatsbesuch in besonders betontem Maße mitprägte. Unter dem Arc de Triomphe wie auf dem Friedhof Père Lachaise hatten sich in großer Zahl ordensgeschmückte, hochdekorierte Frauen und Männer aus allen Landesteilen eingefunden, den deutschen Antifaschisten und Freiheitskämpfer Honecker zu grüßen. Sein Händedruck in diesen Tagen von Paris mit Patrioten jenes Landes, in dem vor 200 Jahren die Ideale der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geboren wurden, ist in Frankreichs Öffentlichkeit mit Achtung und Aufmerksamkeit vermerkt.

Günter Stechow

Fotos: ADN-ZB/Mittelstädt/Murza; Peter Meißner



Jubiläumsfeier an der Moskwa

Vor 30 Jahren – im Januar '58 – wurde die Sowjetische Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR gegründet. Auskünfte für FREIE WELT gab aus diesem Anlaß deren Vorsitzender, August Woss, Mitglied des ZK der KPdSU, Vorsitzender des Nationalitätensowjets des Obersten Sowjets der UdSSR.

Herzlichen Glückwunsch zum Jubiläum! Wie wird es die Freundschaftsgesellschaft feiern?

In Moskau findet eine Festveranstaltung statt, auf der Vertreter der sowjetischen Öffentlichkeit, Veteranen unserer Organisation sowie vor allem die Jugend zu Wort kommen. Und in allen Abteilungen unserer Freundschaftsgesellschaft werden neben festlichen Versammlungen Freundschaftstreffen, Begegnungen mit der Jugend, Filmabende und Ausstellungen organisiert. All das wird im Laufe des gesamten Jahres geschehen – als Manifestation der brüderlichen Freundschaft zwischen den Völkern.

Welche Gäste werden zur Festveranstaltung erwartet?

Vertreter unserer Freundschaftsgesellschaft aus allen Teilen des Landes: aus Sibirien und Usbekistan, aus Murmansk, aus Baku, aus Integrationsobjekten des RGW und aus Betrieben, die Direktbeziehungen mit ihren DDR-Partnern unterhalten. Mit besonderer Freude erwarten wir natürlich unsere bewährten Freunde und Partner aus der DDR. So auch eine Delegation des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft unter Leitung von Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED..

Was hat die Freundschaftsgesellschaft in diesem Jahr außerdem geplant?

Einen wichtigen Platz wird der 13. Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft im Mai einnehmen. Überhaupt ist das Jahr reich an Jubiläen. Da ist der 60. Jahrestag der Gründung des „Bundes der Freunde der Sowjetunion" in Deutschland. Dann begehen wir den 10. Jahrestag des gemeinsamen Fluges im Weltall. In Berlin wird – mit unserer Teilnahme – ein Ernst Thälmann gewidmetes internationales Schachturnier veranstaltet.

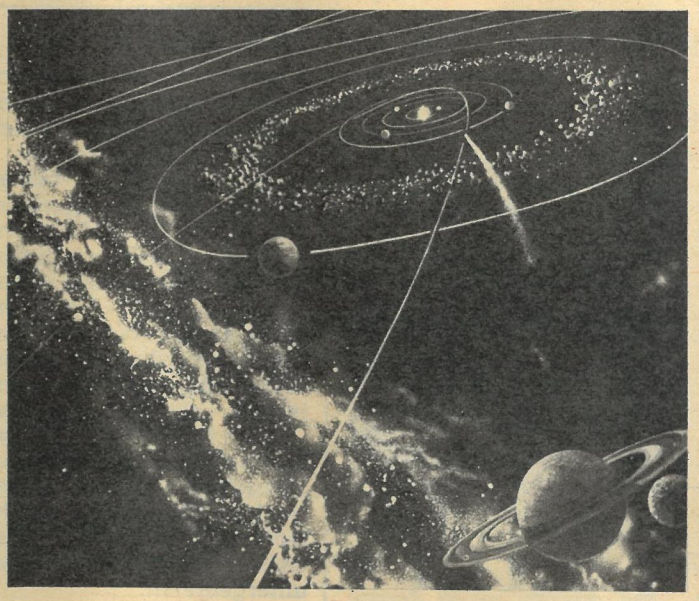
Worin bestand der Ausgangspunkt für die Gründung der Gesellschaft vor drei Jahrzehnten? Welche Aufgaben hat sie sich gestellt?

Unsere Freundschaftsgesellschaft ist eine freiwillige Massenorganisation, die auf der Grundlage des Artikels 126 der Verfassung der UdSSR ihre Tätigkeit ausübt. Unter den Gründern der Gesellschaft waren damals 45 Kollektive der größten Werke, Kolchosen und Sowchosen, Bildungseinrichtungen, hervorragende Kulturschaffende. Konstantin Fedin wurde als erster Vorsitzender gewählt. Die Gründung der Gesellschaft war Ergebnis des zielgerichteten Strebens der Sowjetmenschen nach der Entwicklung brüderlicher Freundschaft und allseitiger Zusammenarbeit. Die Gesellschaft popularisiert, welche Erfolge die Werktätigen der DDR in Wirtschaft und Kultur erzielen. Wir wollen Erfahrungen vermitteln, wie sie kontinuierlich den Kurs der SED in seiner Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik verwirklichen. Wir propagieren die außenpolitische Tätigkeit der DDR, ihre Anstrengungen, gemeinsam mit den Ländern des Warschauer Vertrages ein allumfassendes System der internationalen Sicherheit zu erkämpfen, schildern ihren Beitrag zum Kampf der Völker für eine atomwaffenfreie Welt.

Seit wann sind Sie Vorsitzender der Freundschaftsgesellschaft?

Seit November '86. Diese Arbeit ermöglicht mir, die DDR näher kennenzulernen. Im Verlaufe meiner Besuche sah ich, mit welch großem Interesse und brüderlicher Solidarität die Bürger der DDR unsere praktischen Schritte der Umgestaltung verfolgen, die auf die Verbesserung der Lebensbedingungen der Sowjetmenschen, die weitere Festigung des Sozialismus,. überhaupt die Erhöhung seiner Autorität nicht zuletzt auf internationaler Ebene gerichtet sind. Ich möchte unterstreichen, daß meine Tätigkeit in der Freundschaftsgesellschaft meine Sympathien zur DDR weiter festigen wird.

Interview: Jürgen Geitner



Bernstein im Planetenring

Astronomen setzten ihm kürzlich ein Denkmal zu Lebzeiten: Schawarsch Karapetjan aus Jerewan (unten am Tisch sitzend). Ein Planetoid erhielt seinen Vornamen. In der heutigen Praxis der Erforschung der Kleinen Planeten, auch Asteroiden genannt, stellt das eine Besonderheit dar. Denn Planetoiden werden nach ihrer Entdeckung, einer internationalen Vereinbarung entsprechend, lediglich mit einer Nummer gekennzeichnet. Mehr als 100 000 dieser planetenähnlichen Kleinkörper existieren mutmaßlich in unserem Sonnensystem, vorwiegend zwischen den Bahnen von Mars und Jupiter (siehe oben). Die ersten nachgewiesenen Asteroiden waren noch getauft worden – so „Ceres", der am 1. Januar 1801 von Piazzi erstentdeckte und mit 1020 Kilometer Durchmesser immer noch größte Kleine Planet. Ein anderer, 1948 von Baade berechneter und von allen der Sonne am nächsten kommender, trägt den Namen „Icarus"... Nun wurde Schawarsch Karapetjan zu Ehren offensichtlich eine Ausnahme gemacht. Ihn hat zwar nicht – wie jene griechische Sagenfigur – der Sonne Glut versengt, jedoch um ein Haar höllisches Feuer beim Großbrand des heimatlichen Sportpalastes. Schawarsch hatte sich – fast bis zur Selbstaufopferung – als Freiwilliger dem entfesselten Element entgegengestellt (siehe FW 22/85). Bereits zwei Jahre zuvor war er, der vielfache Weltrekordler im Flossenschwimmen, als Lebensretter in den Schlagzeilen: Aus dem eiskalten Stausee Jerewans hatte er scheinbar rettungslos verlorene Menschen herausgetaucht. In einem havarierten Trolleybus waren sie in die Fluten gestürzt (FW 12/83). Schawarsch Karapetjan, heutiger Direktor des armenischen Kinderzentrums für Wissenschaft und Technik, mußte nach beiden Rettungstaten selbst wieder zum Leben erweckt werden... Planetoiden zu entdecken und vor allem zuverlässig zu „orten", ist wie das Suchen und Finden von Bernstein an der Ostseeküste. Daher verwundert es nicht, daß von den Bahnen der vermuteten ...zigtausenden Kleinen Planeten erst rund zweitausend exakt bestimmt wurden. Eine davon ist die des Planetoiden „Schawarsch", der am Krim-Observatorium von Tschernych entdeckt und inzwischen offiziell bestätigt worden ist. Allerdings, mit bloßem Auge kann Schawarsch Karapetjan „seinen" Stern nicht sehen. Selbst für die hellsten der Planetoiden benötigt man zumindest einen guten Feldstecher. *Volker Hempel*

Ehrung eines Kampferprobten

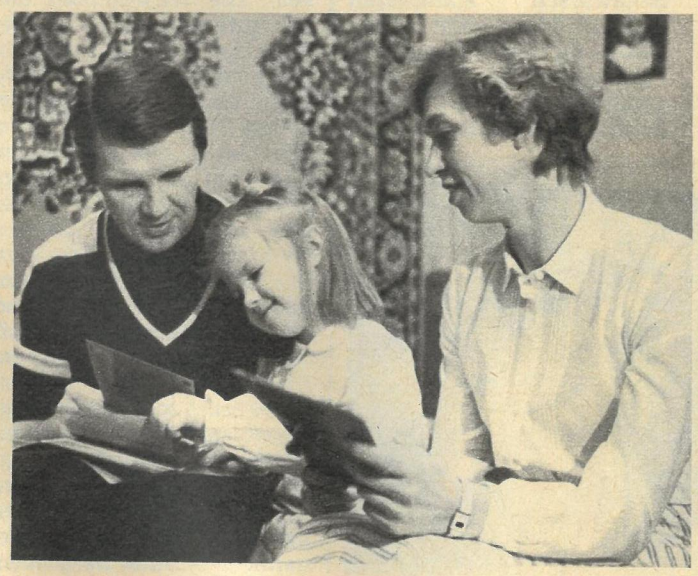
Schon seit langem ist der Urologe OMR Professor Dr. sc. med. Moritz Mebel als Kommunist, Arzt und Wissenschaftler weltbekannt. Ende Dezember nun überreichte ihm der UdSSR-Botschafter in der DDR, Wjatscheslaw Kotschemassow, den „Orden des Vaterländischen Krieges I. Grades", verliehen vom Obersten Sowjet und dem Verteidigungsministerium der UdSSR. Er galt in erster Linie dem ehemaligen Offi-

zier der Sowjetarmee, dem Sohn deutscher Kommunisten, die in der Sowjetunion 1933 eine zweite Heimat fanden. Er diente der Sowjetunion wie er heute der Deutschen Demokratischen Republik dient, bedankte sich Professor Mebel und umriß in wenigen Worten seine Lebenslinie – die eines kommunistischen Internationalisten: Nach dem Studium und den Jahren der Arbeit in der Sowjetunion betrat der Arzt Dr. Mebel 1958 wieder deutschen Boden. Kranken zu helfen sieht er als einen entscheidenden, doch eben nur als einen Teil seines Lebens. In der Bewegung „Internationale Ärzte zur Verhütung eines Nuklearkrieges" (IPPNW), deren Vorsitz er in der DDR-Sektion inne hat, will er dem Überleben aller Menschen dienlich sein. Die Wirksamkeit dieser internationalen Bewegung ist über alle Maßen bedeutsam, denn wohl kaum eine Berufsgruppe ist derart berufen, über die jedem Menschen drohenden Gefahren in einem Atomkrieg so gründliche Aussagen machen zu können. Nicht zuletzt den Stimmen der Ärzte ist es zu danken, daß sich dieses Wissen und die politische Vernunft durchzusetzen beginnen. Professor Moritz Mebel hatte recht mit seinen Dankesworten, diesen humanistischen Auftrag als Fortsetzung des Kampfes zu sehen, den er als Soldat in den Reihen der Sowjetarmee begann. *Hans Bergmann*

Noch mal alles von vorn

Von allen „amtierenden" Leichtathletik-Weltrekordlerinnen ist die Leningraderin Marina Stepanowa-Makejewa die älteste. Dies rundheraus zu sagen, gehört zwar nicht zu den Tugenden des Kavaliers, führt aber am ehesten zu dem Phänomen, daß eine Frau mit sechsunddreißig Europameisterin und zweimal hintereinander Weltrekordlerin in einer sehr anspruchsvollen Laufdisziplin geworden ist – den 400 m Hürden. Vor acht Jahren stand Marina, schon 29 und noch unter ihrem Mädchennamen Makejewa, zum ersten Mal an der Spitze der Weltbestenliste. Daß sie kurz darauf den Mann heiratete, der als Trainer dieses Erfolgserlebnis mit ihr teilte, lag weniger im Sport als vielmehr in der Liebe auf den ersten Blick begründet. Beide, Dr. Wjatscheslaw Stepanow und Marina, wurden ein Pärchen wie sonst nur im Film. Es störte sie überhaupt nicht, als Marina mitten hinein in ihren sportlichen Gipfelsturm die Botschaft verkündete: Ich werde Mama! Dann machen wir eben später weiter, sagten die zwei. Später? Mit 32 Jahren noch einmal alles von vorn mit dem Sport? Und die Leute reden hören: Muß das sein, bei diesem Alter? Die Stepanows haben es schließlich allen gezeigt: S i e mit Titeln, Rekorden und als sowjetische „Leichtathletin des Jahres", e r als „UdSSR-Trainer des Jahres" 1986. Das Erfolgsrezept der Stepanows ist nicht nur in der wissenschaftlichen Akribie ihres Trainings zu finden, sondern vor allem auch in der Harmonie ihres Zusammenlebens. Wjatscheslaw meint, daß seine Frau „fleißig, entwaffnend ehrlich, vorausschauend, selbstkritisch ist und analytisch zu denken versteht". Sie sei eine beispielhafte Mutter, eine ihren Mann ständig zur Kapitulation zwingende Schachspielerin – „und eine Hausfrau, deren Honigtorten und Käsekuchen dir auf der Zunge zergehen". Marina indes ist vor allem dem Berufsweg ihres Mannes stets mit großer Bewunderung begegnet: Schiffbau-Ingenieur, Absolvent der Sporthochschule, erfolgreicher Promovend. Ein stiller Arbeiter mit nie zur Schau getragenem, innerem Ehrgeiz. Ein Mann, der nach der Geburt von Klein-Marina seiner Frau keine langen Vorträge hielt, sondern sie mit wenigen, kargen Worten davon überzeugte, „daß ein Leben im Sport wesentlich länger dauern kann, als dies im allgemeinen angenommen wird". So ist das, was jetzt kommt, allemal beeindruckend: Wenn Marina Stepanowa am 1. Mai 1988 achtunddreißig Jahre alt wird, beginnt sie (als 52,94-s-Weltrekordlerin über 400 m Hürden) das Training für die Olympischen Spiele!

Hans Richard Vollbrecht

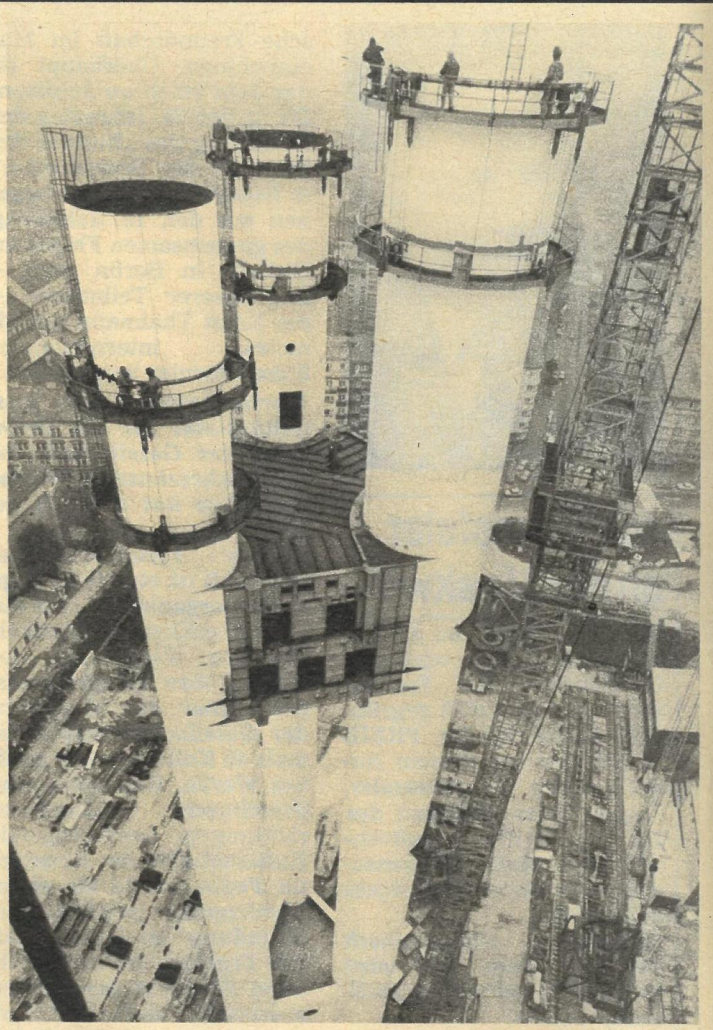


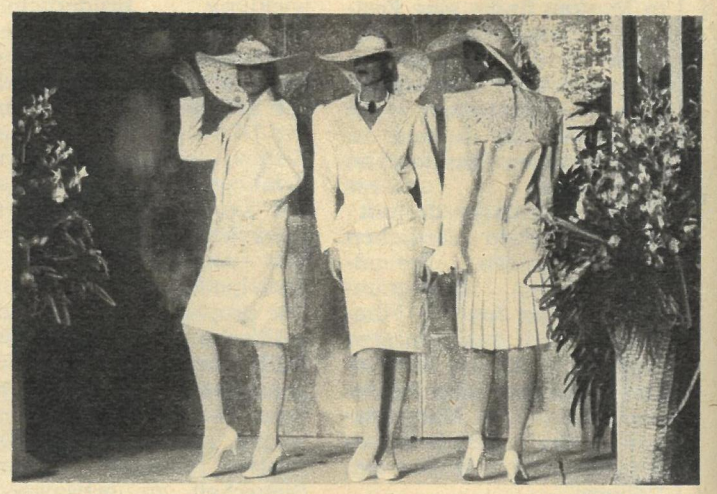
Drei-Zack

Noch befindet er sich im Bau: der Fernsehturm der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag, der bisher eine Höhe von 98 Metern erreicht hat. Mit 216 Metern wird er einmal – fertiggestellt bis 1991 – das höchste Bauwerk der Goldenen Stadt an der Moldau sein. Seine drei Zylinder sollen in verschiedenen Höhenlagen jeweils einen stählernen „Korb" tragen: ein Restaurant bei 63 Metern und eine Aussichtsplattform bei 100 Metern; die fernsehtechnischen Einrichtungen werden in 106 Meter Höhe untergebracht.

Mutter-Schutz

Eine Woche alt ist dieses kleine Dschungel-Äffchen erst, das hier schutzsuchend in die Arme seiner Mutter geflüchtet ist. Es ist das vierzehnte seiner Art, das im jüngsten Zoo der ČSSR in Jihlava (gegründet 1957) geboren wurde. Insgesamt sind hier 96 Spezies von Tieren, u. a. Vögel, Reptilien und Fische, beheimatet.



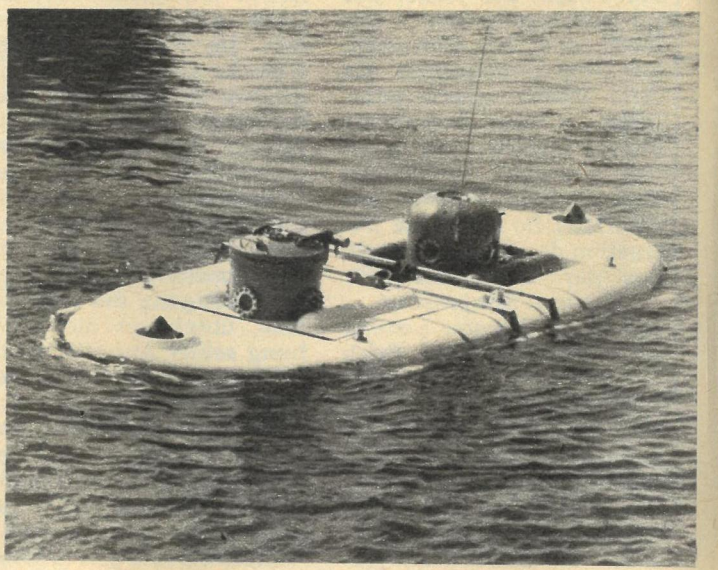


Spitzen-Tanz

Drei Favoriten einer neuen Kollektion, die Kubas Modemacher in Havanna vorstellten: Sie setzen auf attraktive Kostüme, die durch raffinierte Verarbeitung von Spitze in Kombination mit leichten, hellen Stoffen den internationalen Trend hin zum Femininen in der Mode unterstreichen.

Meeres-Schau

Ein neuer Tauchapparat ergänzt seit kurzem die Flotte der Südlichen Abteilung des sowjetischen Instituts für Ozeanologie bei Krasnodar: das Forschungs-U-Boot „Osmotr" („Schau") kann bis zu Tiefen von 300 Metern eingesetzt werden. An Bord ist Platz für fünf Wissenschaftler. Die Meeresforscher haben sich die Aufgabe gestellt, die biologischen Ressourcen des Schwarzen und des Mittelmeeres zu erkunden, sie für die volkswirtschaftliche Nutzung zu erschließen.



Bravissimo – Kurt Masur!

„Tief bewegten mich zwei Ereignisse meiner Studentenzeit an der Leipziger Hochschule für Musik. Zum ersten Mal hörte ich durch das Gewandhausorchester unter Herbert Albert die 4. Sinfonie von Tschaikowski und in einem Rundfunk-Sinfoniekonzert unter Leitung des amerikanischen Dirigenten John Bitter die 1. Sinfonie von Schostakowitsch." Kurt Masur, seit 17 Jahren Gewandhauskapellmeister, erinnert sich an seine erste Begegnung mit dieser Musik Ende der vierziger Jahre. 1957 reiste er als junger Dirigent erstmals selbst in die Sowjetunion. – Wenn heute von der Pflege russischer und sowjetischer Musik in unserem Lande die Rede ist, so sind das Leipziger Gewandhausor-

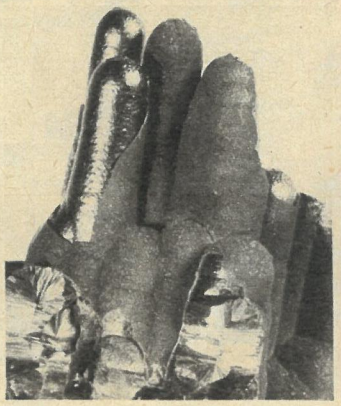
chester und sein Chef zu ihren engagiertesten Förderern zu zählen: Tschaikowskis „Vierte" erschien soeben auf Schallplatte, die digitale Einspielung eines ganzen Werkzyklus ist geplant. Kurt Masurs besondere Liebe gehört Dmitri Schostakowitschs Musik: „Mehr und mehr entdecken die Menschen in aller Welt, daß diese Dokumente, die die Ereignisse von der Oktoberrevolution bis zu Schostakowitschs Tod 1975 nahezu lückenlos reflektieren …, zum Bedeutungsvollsten gehören, was in unserem Jahrhundert geschaffen wurde." Einmalig in der Welt: Innerhalb zweier Konzertjahre führte das Gewandhausorchester alle Sinfonien, das 1. Violinkonzert, das 2. Violoncellokonzert und „Das Lied von den Wäldern" auf. Prof. Dr. h. c. Kurt Masur (auf unserem Foto mit Igor Oistrach), erhielt am Jahresende den Kunstpreis der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

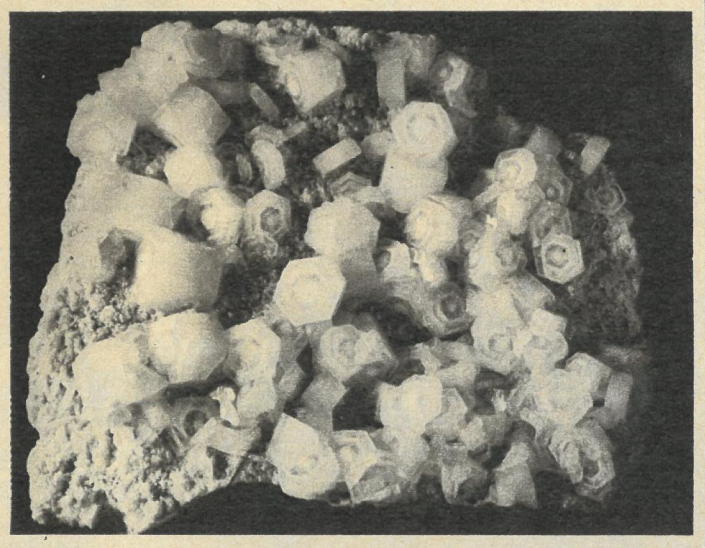
Ulla Schäfer

Schillernde Schönheit

600 Tonnen wiegt der Welt größter Granit-Monolith. Und jeder, der schon einmal Leningrad besucht hat, kennt und bewundert ihn – seiner Monumentalität und seines Glanzes wegen. Zu Ehren des Sieges über Napoleon im Krieg 1812 bis 1814 wurde die Alexander-Säule (Foto oben) auf dem Leningrader Schloßplatz errichtet. Aber die glatte Oberfläche trügt und täuscht Homogenität nur vor, denn Granit besteht aus vielen Mineralen, hauptsächlich aus Quarz, dem meistverbreiteten Mineral, aus Feldspat, Glimmer und Amphibolen. In kleineren Mengen enthält das beliebte Baumaterial Granit noch Apatit, Topas, Turmalin, Beryll und andere Minerale. Sehen Sie sich einmal einen gewöhnlichen Pflasterstein mit einer Lupe an! Sie werden staunen, welches bunte, flimmernde Reich sich Ihnen eröffnet. In unmittelbarer Nachbarschaft der Alexander-Säule sind Prachtstücke eines anderen Minerals, des Malachit, zu bewundern: in der Ermitage und im Malachitsaal des Winterpalais befinden sich Meisterwerke, die durch ihre Farben und Zeichnung bestechen. Seit Jahrtausenden schon ziehen die Minerale die Menschen in ihren Bann, nicht nur wegen der Farbenpracht und Schönheit ihrer Kristalle, sondern auch wegen der großen Rolle, die mineralische Rohstoffe für die Entwicklung der Produktion spielen. Ohne sie kommt heute weder die chemische Industrie noch die Raumfahrt, weder die Computertechnik noch das Bauwesen aus. Minerale umgeben uns oft, ohne daß wir sie zur Kenntnis nehmen. Von den mehr als acht Millionen Fahrgästen, die die Moskauer Metro täglich an ihr Ziel bringt, geht ein großer Teil an den rosafarbenen Säulen der Metro-Station „Majakowskaja" vorbei (ganz unten). Wie viele mögen ahnen, daß auch dort ein Mineral im Spiel ist? Der Architekt Alexej Duschkin benutzte neben Stahl zum Verkleiden der Säulen das Mineral Rhodonit, das Sie bald näher kennenlernen werden. Etwa 3000 Minerale sind in der Erdrinde enthalten, nur etwa 300 davon kommen häufiger vor. Fast zwei Drittel der bekannten Minerale sind in der Mineraliensammlung der Bergakademie Freiberg zusammengetragen. Seit der Freiberger Geologe und Mineraloge Abraham Gottlob Werner (1749 bis 1814) die Sammlung anlegte, wuchs sie auf 7000 Positionen und gilt heute als eine der größten und schönsten der Erde. Ein beträchtlicher Teil der Stücke stammt vom Territorium der heutigen Sowjetunion. Mit der sachkundigen Hilfe Dr. Wolfgang Webers von der Mineraliensammlung Freiberg wählten wir daraus die interessantesten aus und stellen sie Ihnen auf unserem Rücktitel vor. Sie gewinnen dabei nicht nur Kenntnisse über diesen wichtigen Bestandteil unserer Erde, sondern vielleicht auch einen Preis, wenn Sie unsere Preisfrage richtig lösen.

Christel Kotsch





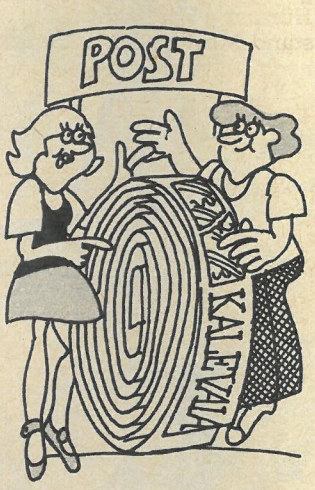
● Gut gesagt

Baukunst ist etwas ähnliches wie Liebeskunst – sie macht Freude.

Pawel Pawlow, Architekt, Sofia

● Am Rande

250 Mädchen und Jungen der Grundschule „Ferenc Münnich" aus Szolnok (Ungarn) fertigten in 1200 Stunden eine 27 m lange Papierrolle mit Illustrationen zum finnischen National-Epos KALEVALA an. Einen Abzug ihrer Arbeit wollen sie auch nach Finnland schicken. – Sicherheitshalber per Einschreiben.



● Persönliches

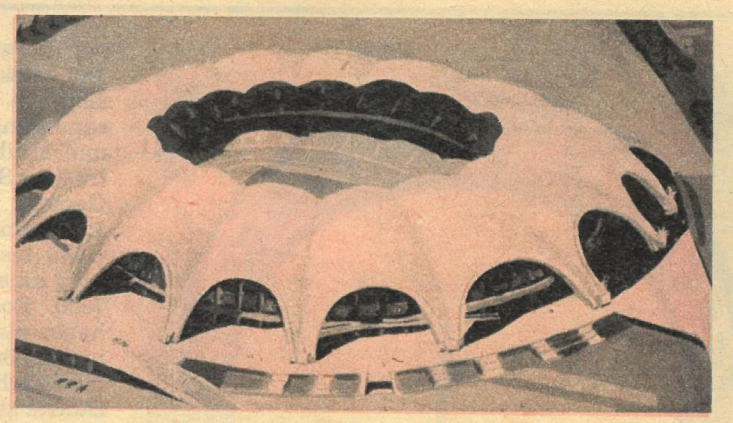
Der Restaurator PJOTR KOSMOLINSKI aus Moskau sammelt alte Orden, Medaillen, Schlachtengemälde, Zeichnungen alter Uniformen sowie stilecht bemalte Zinnfiguren. Oft wird er bei der Ausstattung historischer Filme zu Rate gezogen.

Bei den IWASCHINOS aus Kuibyschew spielen alle Familienmitglieder Schach. Vor 50 Jahren begründeten sie das längst traditionelle „Turnier schachspielender Familien". Die damals jüngste – Natalja – steht noch heute an der Spitze und wurde unlängst Stadtmeisterin.

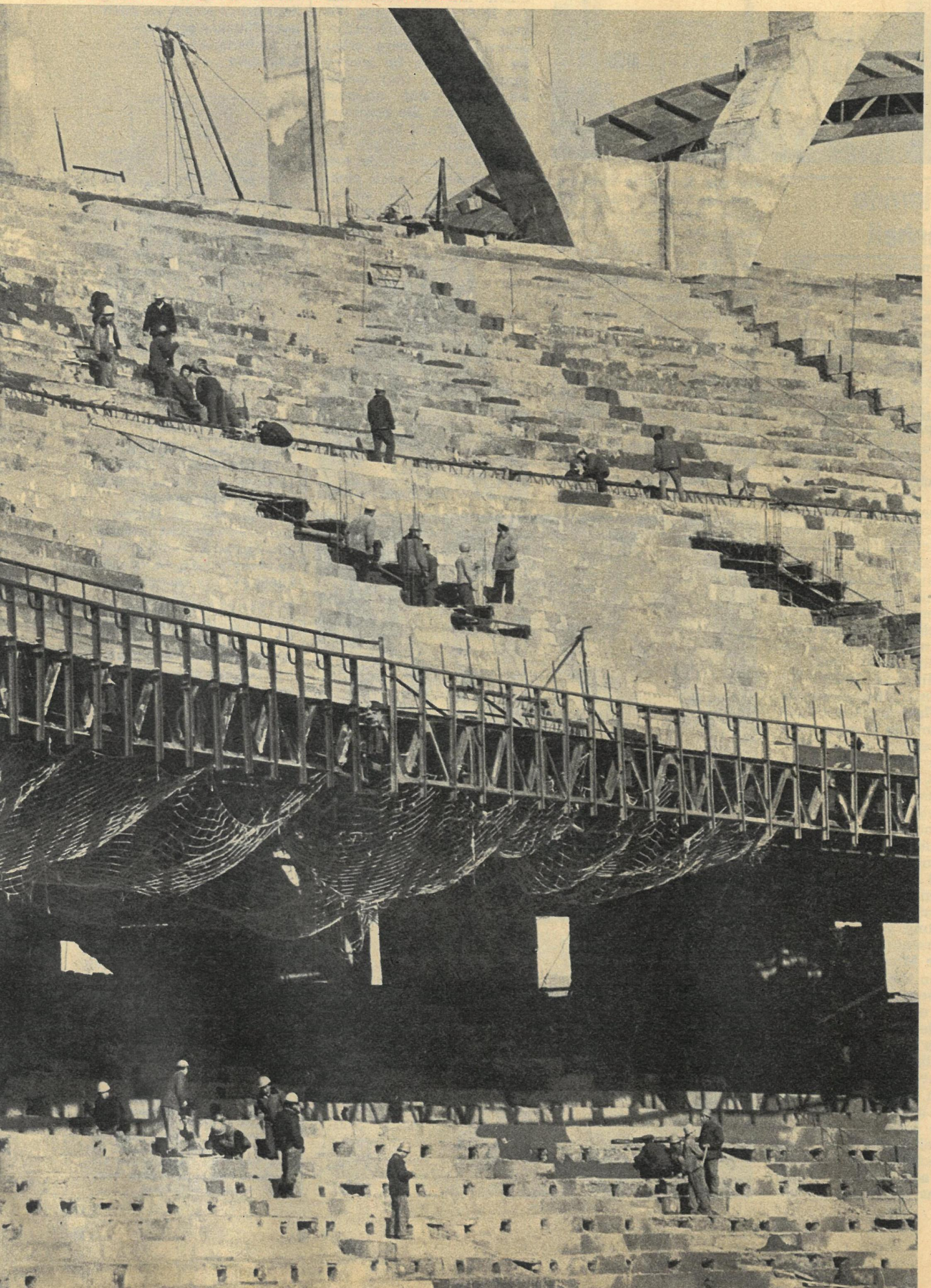
Die Wohnung des Künstlers WLADIMIR SEREBROWSKI aus Duschanbe, der Hauptstadt Sowjettadshikistans, gibt einen Einblick in die Welt der indischen Legenden und Märchen. Seine Zimmer schmücken Entwürfe, Zeichnungen und Illustrationen zum Epos „Mahabharata" und zum altindischen Poem „Ramajana". Für diese Arbeiten benötigte er zehn Jahre. Er studierte Sanskrit, um diese Werke im Original lesen zu können, und sammelte Bücher über orientalische Kunst.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: N. Saizew, B. Stroff, TASS/Adamowitsch (2), ZB/ČTK/ Vlcek, TASS/Welengurin, ZB/Prensa Latina/Garcia, ZB/ČTK/Zehl, V. Hohlfeld (2), H. B. S. Bergakademie Freiberg (2), V. Billeb, Archiv, Repro; Vignette: D. Schüler.

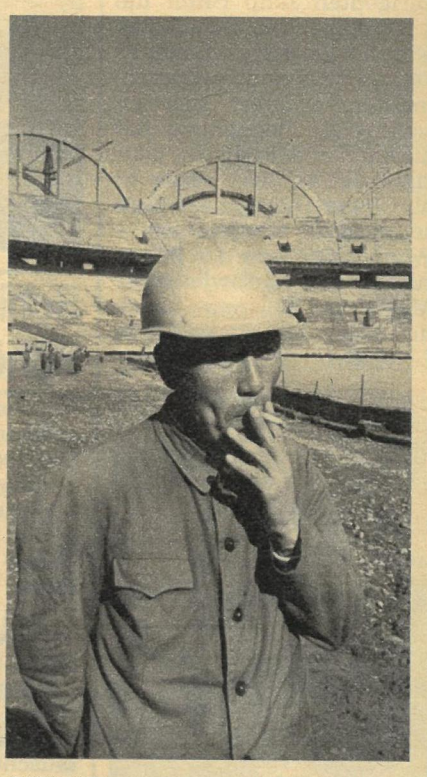
Phjòngjang, die Hauptstadt der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik, gleicht einem riesigen Bauplatz. Mit asiatischem Fleiß und eisernem Willen wachsen in allen Stadtteilen Wohnungen und Sportstätten. Im Erholungspark auf der Insel Rungna entsteht ein Stadion (rechts im Modell), in dem die XIII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten eröffnet werden.



DIMENSIONEN: 60 Reihen reichen bis unter das Dach



An Bong Sun ist mit seinen dreiundfünfzig Jahren ein gestandener Mann. Sechs Kinder hat er in die koreanische Welt gesetzt, von denen drei in seine beruflichen Fußtapfen getreten sind. Sein Gütesiegel als Bauleiter hat er an mehr als sechs Punkten der Hauptstadt hinterlassen. Dazu zählen so markante Objekte wie das 170 Meter hohe Dschutsche-Monument, das mit seiner Fackel an der Spitze weit ins Land grüßt; das mächtige und prächtige Parlamentsgebäude;



OPTIMIST: Bauleiter An Bong Sun

Eine

der Triumphbogen am Fuße des Berges Moran, der an die Rückkehr Kim Il Sungs 1945 in die Heimat erinnert.

An Bong Sun hält offensichtlich nicht allzuviel von seinem Baubüro, denn wettergegerbt ist sein Gesicht. Seine lustigen braunen Augen unter dem Bauarbeiterhelm mustern uns prüfend. Er erwartet uns bereits vor seinem neuen „Kind". Diesmal trägt er Verantwortung für den Bau eines der größten Sportstadien, das in Ostasien errichtet wird. Auf der auch in der spätherbstlichen Jahreszeit malerischen Insel Rungna im Tädong-Fluß, der die Hauptstadt durchfließt, wächst eine 150 000-Mann-Arena, die alle Ansprüche moderner sportlicher Wettkämpfe erfüllen wird.

Schon auf den ersten Blick ist zu erkennen, daß hier großzügig gebaut wird und internationale Erfahrungen Pate gestanden haben. Allein die Größe beeindruckt: Die Gesamtfläche beträgt 166 000 Qua-

ENGAGEMENT: Studentinnen der hauptstädtischen Universität beim Arbeitseinsatz

Perle aus Stahl und Beton

dratmeter. In 36 Sektoren geteilt ziehen sich 60 Reihen für Sitzplätze rund um das Oval bis unter das Dach.

Der zukünftige Monumentalbau hat bereits feste Konturen. Der Betonkern steht, ringförmige Stahlskelette ragen in den blauen Herbsthimmel. „Diese 16 Bögen haben nicht nur eine gestalterische Funktion", so erläutert der Bauleiter, „sie dienen auch als Stützen für die freischwingende Dachkonstruktion. Zwölf Meter wird sie über die oberen 30 Reihen reichen und so Schutz vor Sonne, Regen und Wind bieten. Noch sind wir nicht so weit, aber das bleibt die schwierigste Bauphase des ganzen Objektes."

Schon sprießt der Rasenteppich im Innenraum. Während sonst überall, an allen Ecken und Enden Bauleute, Schweißer, Putzer, Hilfsarbeiter tätig sind – liegt eine grüne Oase inmitten geschäftigen Treibens verlassen vor uns.

6000 Arbeiter sind es täglich, die auf die Insel kommen, vorläufig über eine provisorische Pontonbrücke. Sie warten auf die Anweisungen von Bauleiter An. Am Freitag jeder Woche sind es noch ein paar Hundert mehr, dann helfen die Studentinnen und Studenten der Kim-Il-Sung-Universität, um ihren persönlichen handfesten Beitrag zu leisten.

An Bong Sun klettert mit uns in die sechste Etage des äußeren Ringes. Hier will er uns eine besondere Attraktion zeigen. Doch unserem in bautechnischer Hinsicht ungeübten Auge bleibt sie verschlossen. Mit weitausholender Armbewegung demonstriert er: „Dieser Ring führt in dieser Höhe ums Stadion. Auf der 850 Meter langen Tartan-Laufbahn – also doppelt so lang wie die Stadion-Innenrunde – werden die Sportler wie in einer Halle trainieren können."

Bald kann – da auch hier der Plan erfüllt und übererfüllt wurde – mit dem Innenausbau begonnen werden. So manche Extras in den verschiedenen Etagen nehmen später Gestalt an; über 700 Räume werden insgesamt eingerichtet: Konditionshallen, zwei Schwimmbassins, Versorgungstrakte, Dienstleistungseinrichtungen, moderne Übertragungsanlagen – und als Clou des Ganzen – ein Stadion-Hotel mit 1000 Betten.

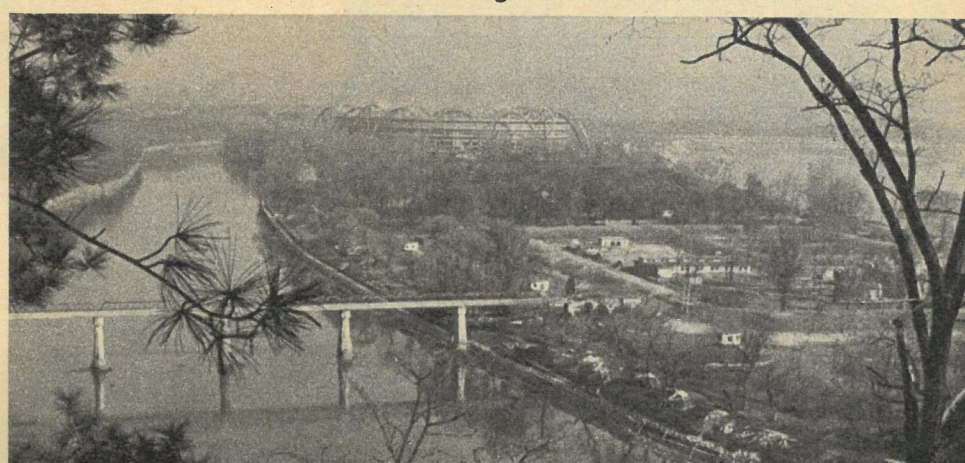
Wahrlich, dieses Rungnado-Fußballstadion entspricht modernsten Anforderungen.

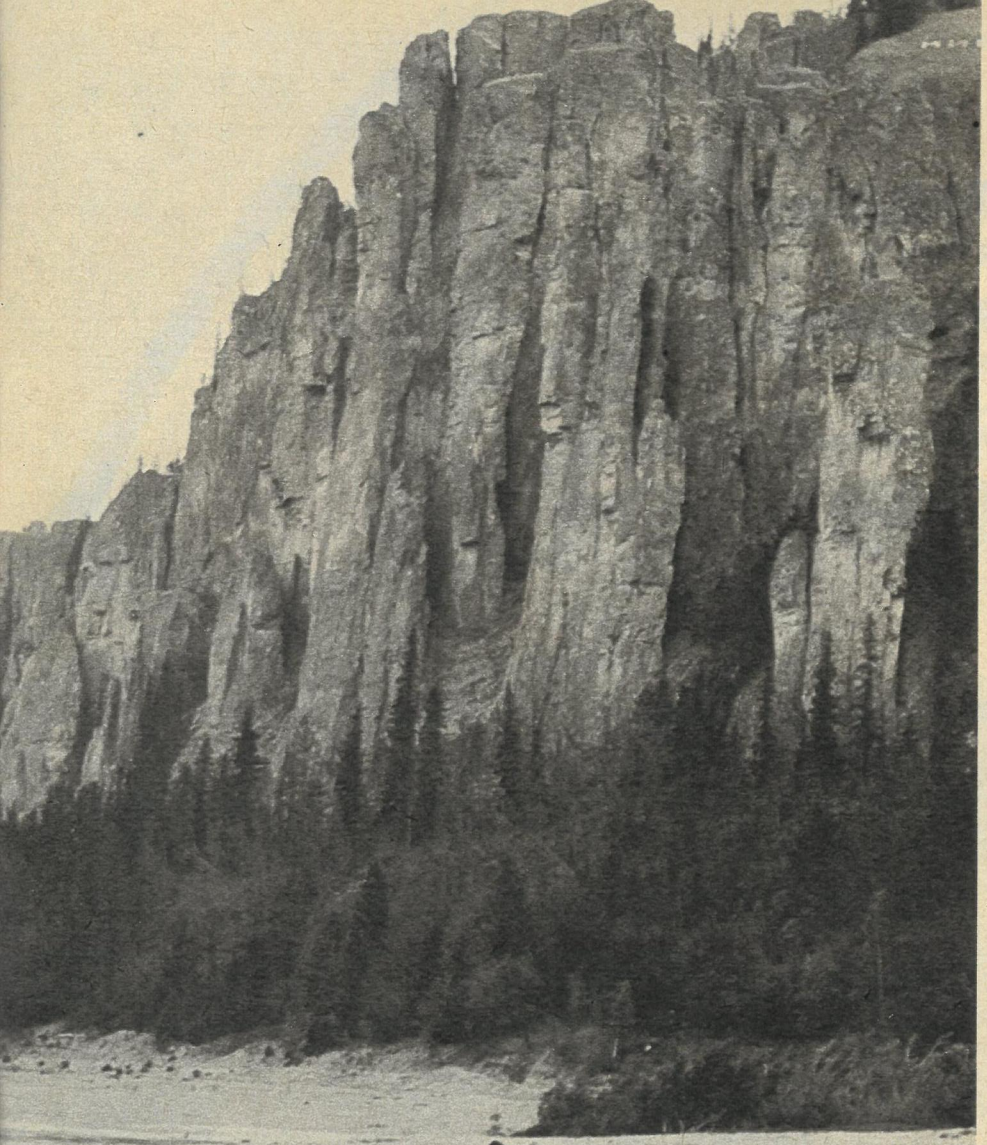
„Aus meinen langjährigen Erfahrungen kann ich sagen, daß wir rechtzeitig fertig werden – am 9. September 1988 übergeben wir das Objekt", meint Bauleiter An, und unter seinem gelben Helm lächelt er vielsagend.

Das Stadion in der Mitte des Tädong-Flusses wird eine festliche Kulisse abgeben, wenn Ende Juni 1989 Mädchen und Jungen aus allen Ländern der Erde hier zusammenkommen, um das feierliche Eröffnungszeremoniell der Weltfestspiele mitzuerleben.

Günther Wolfram (Text)
Peter Meißner (Fotos)

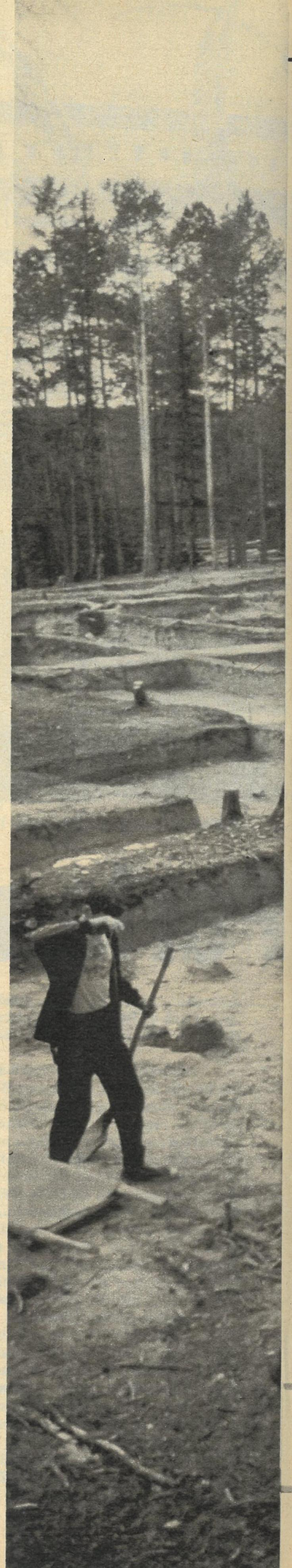
ANZIEHUNGSPUNKT: Blick vom Moran-Berg auf das wachsende Stadion



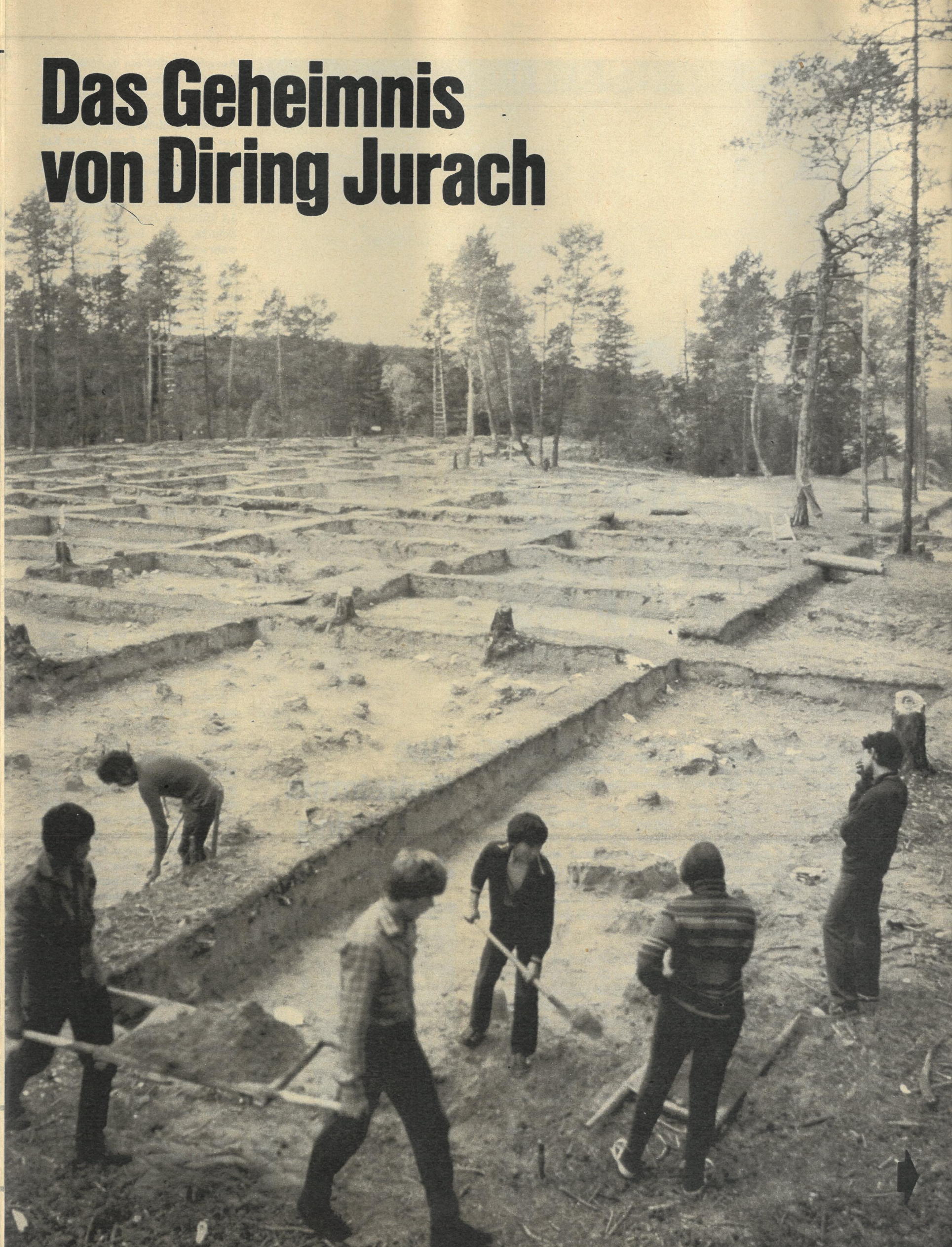


In der Nähe der berühmten Felsensäulen an der Lena, auf der Diring Jurach-Terrasse in Jakutien (Fotos links und rechts), stieß der sowjetische Archäologe Dr. Juri Motschanow auf Spuren, die auf die Existenz urzeitlicher Menschen in dieser Region hinweisen. Würde sich das bestätigen, wäre das eine sensationelle Entdeckung. Dr. Michael Fischer, der als Arzt eine Expedition von Tauchsportlern nach Jakutien begleitete, berichtet über seine Begegnung mit dem sowjetischen Archäologen und dessen Hypothesen.

Am Diring Jurach, einem Wasserlauf in Jakutien, legten Archäologen und Geologen eine Grabstätte aus der Jungsteinzeit frei. Hier der Geologe Valeri Kamaledtinow bei der Arbeit. Der Fund war der Anstoß für weitere Ausgrabungen, die die Hypothesen über die Urheimat des Menschen offenkundig machen sollen.



Das Geheimnis von Diring Jurach



Die Diring Jurach-Terrasse hat sich vor etwa 3 Millionen Jahren herausgebildet. In größerer Tiefe vermuten die Archäologen Spuren menschlicher Tätigkeit. Dr. Juri Motschanow (Foto unten) ist weiter auf der Suche für die Bestätigung seiner Annahme über das Herkommen der ersten Menschen.

Das Geheimnis von Diring Jurach

Als die ältesten Schädelfunde der Welt gelten jene in Südafrika, in Ostafrika und Äthiopien. Die zeitliche Zuordnung der Funde ist umstritten und schwankt zwischen 1,5 und 2,5 Millionen Jahren. Kürzlich wurde über einen 2,5 Millionen Jahre alten Schädelfund in Nordwest-Kenia berichtet.

Jakutische Geologen machten bei Forschungsarbeiten 1982 zufällig einen überraschenden Fund: Sie legten das Grab eines Menschen frei, der – wie Wissenschaftler später feststellten – vor 3500 Jahren von einem Speer getötet worden war. Weitere Ausgrabungen von Archäologen führten dann zu einer aufsehenerregenden Entdeckung. Neben den Spuren der Djuktai-Kultur, der der Tote angehörte, fanden sie Steinwerkzeuge, die am ehesten der 2,5 Millionen Jahre alten Oldoway-Kultur glichen. Sollten Menschen aus dieser Zeit hier auf der Diring Jurach-Terrasse in Jakutien ihre Spuren hinterlassen haben? Die Altersbestimmungen dieser primitiven Steinwerkzeuge aus Kieselquarzit ergaben in der Tat ein Alter von 1,8 bis 2,5 Millionen Jahren. Diese sensationell anmutenden Funde sind wahrscheinlich die ältesten ihrer Art auf der Welt.

Ich hatte Gelegenheit, mit dem Archäologen Dr. Juri Motschanow an den Ausgrabungsstätten zu sprechen. Der Wissenschaftler läßt keinen Zweifel daran, daß die Lage der Funde, die zeitliche und örtliche Übereinstimmung der Bearbeitungsgegenstände, Rohmaterialien, aus denen die Stücke herausgeschlagen und zu Steinwerkzeugen verarbeitet wurden, auf menschliche Arbeitsstätten hinweisen. Diese These schlösse aber gleichzeitig die Möglichkeit ein, daß Sibirien eine Urheimat des Menschen war.

Im Gegensatz zu den bekannten Ausgrabungsstätten in Afrika ist es hier im sibirischen Dauerfrostboden leichter, anhand der guterhaltenen geomorphologischen Schichten des 135 Meter hohen Uferplateaus das Alter der Funde in der Kulturschicht zu bestimmen. Nach den Ergebnissen der geologischen Forschungen sind die Grundschichten der Diring Jurach-Terrasse 2,5 bis 3,4 Millionen Jahre alt. Die oberste Schicht, die Kulturschicht, ist wahrscheinlich älter als 1,8 Millionen Jahre. In dieser Schicht wurden bisher die Ausgrabungen vorgenommen.

Der Moskauer Forscher Professor Romanowski wies nach, daß es damals nicht wärmer war als heute. Vor zwei Millionen Jahren herrschten hier auch schon Temperaturen von minus 14 Grad Celsius im Jahresdurchschnitt.

Motschanows Hypothese, daß die Urheimat des Menschen Sibirien gewesen sein könnte, wird von der Mehrheit seiner Fachkollegen nicht widerspruchslos hingenommen. Auch wir fragen ihn eher zweifelnd, ob die nachweislich schon damals niedrigen Temperaturen nicht gegen optimale Bedingungen für die Entwicklung menschlicher Lebewesen sprechen würden? Juri Motschanow sagt, die rauhen klimatischen Bedingungen stellten hohe Anforderungen an die Lebewesen und boten so für die Entwicklung intelligenter Wesen einen starken Evolutionsdruck. So war hier der Zwang, sich Kleidung anzulegen, mit Feuer umgehen zu können und sich wettersichere Behausungen zu schaffen größer als in den Gegenden Afrikas, Europas und Südostasiens.

Motschanows systematische Ausgrabungsarbeiten werden in dem mehrere Quadratkilometer großen Gebiet von zahlreichen Studenten der Archäologie und jakutischen Schülern unterstützt. Noch haben er und seine Mitarbeiter keine Überreste eines sibirischen Urmenschen gefunden. Moderne Abraumtechnik wird in der Zukunft die Arbeiten stark beschleunigen und einige durch Ultraschalluntersuchungen georteten unterirdischen Höhlensysteme, die Behausungen oder Bestattungsstellen gewesen sein könnten, zugängig machen.

„Am Diring Jurach sind wir zum ersten Male auf Spuren und Funde gestoßen, die uns neue Betrachtungsweisen über die Entstehung des Menschen eröffnen", sagt Dr. Juri Motschanow. „Sollten wir durch Funde menschlichen Lebens unsere Annahmen bestätigen, könnten unserer Entwicklungsgeschichte völlig neue Seiten hinzugefügt werden."

Fotos: Dr. Fischer, APN (2)

Der Glöckner von Kaunas

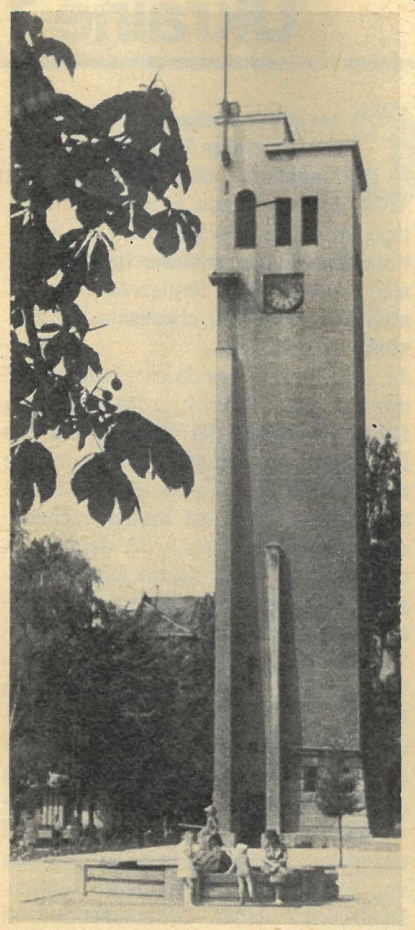
Das alte Jahr hat die Stadt erst spät verlassen und jagt jetzt in panischer Eile über die Dörfer und Wälder Litauens zur fernen Küste hin, das letzte Boot noch zu erreichen... Eine unglaubliche Stille senkt sich mit einem Mal über die Häuser, in denen die Leute die Fenster aufreißen und Kinder aus den Betten holen. Das ist jetzt die Stunde des Glöckners, sagen sie und halten den Atem an und lauschen in die Dunkelheit...

An der Pforte zum Turm, die sich quietschend öffnet, schöpft Viktoras Kuprevičius ein letztes Mal Kraft, bevor er die einhundertfünfzig Stufen zur Spitze hinaufsteigt. Wenn die Zeiger sich am höchsten Punkt der Zifferblätter treffen, greift er in die Tasten vor sich und tritt die Pedale, seine Neujahrsbotschaft auf den Glokken – ein litauisches Volkslied – klingt ins Land...

„Wie ich zum Glockenspielen gekommen bin?" Der 86jährige läßt sein Instrument mit einer Wucht und Hingabe ertönen, welche die Jahre des Übens und des Trainings dafür erahnen lassen. „Das 1935 in den Turm installierte Spiel von 35 Glocken wurde, wie vielerorts, von einer mechanischen Automatik betrieben. 1956 bekam ich den Auftrag, sie zu reparieren und die Steuerwalzen auf moderne Melodien umzustellen. Dabei entdeckte ich eine manuelle Tastatur, versuchte zunächst mehr Spaßes halber, die Glocken mit der Hand zu spielen..."

Rund fünfhundert Melodien sind es inzwischen, die zum Repertoire von Viktoras Kuprevičius, seinem Sohn und seit anderthalb Jahren auch einem Schüler auf den Glokken von Kaunas gehören. Dem einzigen Instrument dieser Art in der Sowjetunion. „Wir spielen Bach, Beethoven, Tschaikowski, Prokofjew und vor allem Volkslieder", sagt er. „Am besten klingen aber auf den Glocken Melodien, die sich auch singen lassen..."

Besucher aus aller Welt reisen



hierher, das Spiel zu hören – oder sich auch selbst einmal darin zu versuchen, wie beispielsweise Organisten aus Erfurt und Magdeburg. „Eines Tages", erinnert sich Viktoras Kuprevičius, „klopfte ein temperamentvoller Südländer bei mir an und bat, für ein Mädchen aus Kaunas ein Ständchen zu bringen. Er hatte sich in sie auf Grund eines Fotos in einer Zeitschrift verliebt, war aber zwei Wochen zu spät gekommen. ‚Mögen die Glocken den schönsten Schmerz, den der Liebe, in die Welt hinausschreien', sagte er..."

Dietrich Pätzold (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Ukraine 1918: C-Waffen-Angriff auf die Rote Armee

Chemische Waffen waren bekanntlich die ersten Massenvernichtungsmittel, die in der Neuzeit zum Einsatz kamen. Entgegen eindeutiger internationaler Verbote, Gifte bei Kampfhandlungen anzuwenden, scheute sich das kaiserliche Deutschland im ersten Weltkrieg nicht, chemische Kampfstoffe einzusetzen...

Ja, und in den 30er Jahren wurde wiederum im nunmehr faschistischen Deutschland mit der Entwicklung des höchstgiftigen Kampfstoffes Tabun eine neue Runde der chemischen Waffenrüstung eingeleitet. Auf ähnlicher chemischer Basis ist in den USA dann nach dem zweiten Weltkrieg die Massenfertigung des chemischen Kampfstoffes Sarin und später des sogenannten „VX-Kampfstoffes" aufgenommen worden. Wobei dazu erbeutete Unterlagen aus Deutschland und deutsche Kampfstoffchemiker herangezogen wurden. Und schließlich haben die USA bei ihrem Aggressionskrieg in Vietnam die Anwendung chemischer Waffen auch auf ein neues Gebiet eskaliert: den Einsatz von pflanzenschädigenden Stoffen. Noch heute leiden Zehntausende von Vietnamesen und selbst ehemalige Angehörige der US-Streitkräfte unter den Folgen dieser Kampfmittelwirkungen.

Weithin kaum bekannt ist, daß unmittelbar nach der Oktoberrevolution die junge Sowjetmacht ein Opfer der völkerrechtswidrigen C-Waffen-Anwendung war...

In der Tat benutzten deutsche Truppen noch 1918 in der Ukraine chemische Waffen. Und englische Interventionstruppen setzten 1919 im Gebiet von Archangelsk sogenannte „M-Geräte" ein, die stark arsenhaltigen Rauch entwikkelten. Die dort kämpfenden Rotarmisten erlitten große Verluste. So sah sich die Rote Armee damals gezwungen, einen speziellen Chemischen Dienst aufzubauen, der sich mit der chemischen Abwehr und entsprechenden Schutzmaßnahmen beschäftigt.

Dies waren unumgängliche Maßnahmen innerhalb der eigenen Armee. Folgten ihnen auch Aktivitäten auf außenpolitischem Gebiet?

Schon 1922 machte Tschitscherin, der Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, auf der Konferenz von Genua konkrete Vorschläge für ein vollständiges Verbot chemischer Waffen. Erinnert sei an die Erklärung Litwinows auf der Sitzung der Vorbereitungskommission der Abrüstungskonferenz am 30. November 1927 und die sowjetischen Vorschläge im Völkerbund Anfang der 30er Jahre. Sie alle beinhalteten übrigens auch Kontrollvorschläge und Empfehlungen, wie die vorhandenen chemischen Waffen zu vernichten seien. Und auch nach dem zweiten Weltkrieg war es die Sowjetunion, die als Initiator von Verhandlungen zum Verbot chemischer Waffen in der UNO und im Genfer Abrüstungsausschuß bzw. der Genfer Abrüstungskonferenz auftrat. Bedeutsam waren ebenso die Vorschläge der sozialistischen Länder vom 28. März 1972 auf der Konferenz in Genf, zu denen der Entwurf einer Konvention über das Verbot der Entwicklung, Produktion und Lagerung von chemischen Waffen und ihre Vernichtung gehörte.

Bei den Verhandlungen zum vollständigen Verbot chemischer Waffen, die gegenwärtig in Genf stattfinden, wurde in den letzten Jahren von westlicher Seite immer wieder die Möglichkeit einer wirksamen Kontrolle einer solchen Konvention in Frage gestellt, was die Gespräche verzögerte...

Ja, dabei hat die Sowjetunion niemals die Bedeutung der Kontrolle von Waffenbegrenzungs- und Abrüstungsabkommen unterbewertet. Seit der Ratifizierung des Genfer Protokolls zum Verbot der Anwendung chemischer Waffen aus dem Jahre 1925 wurden von der Regierung der UdSSR bei ihren Vorschlägen wiederholt auch technische Kontrollmaßnahmen bis ins Detail in die Verhandlungen eingebracht. Und unlängst hat sich Eduard Schewardnadse, der sowjetische Außenminister, in seiner Rede vor der Abrüstungskonferenz im Namen seiner Regierung ausdrücklich und verbindlich zum Prinzip der Vor-Ort-Überprüfungen – auf Verlangen und ohne das Recht der Verweigerung – bekannt. Es besteht jetzt die reale Chance, in überschaubarer Zeit die chemischen Waffen von unserem Erdball zu verbannen. Nach den biologischen Kampfmitteln, die durch die Konvention aus dem Jahre 1972 verboten sind, würde eine weitere Art von Massenvernichtungswaffen aus den militärischen Arsenalen verschwinden...

Auf dem Gipfeltreffen in Washington hat sich ja auch Reagan ausdrücklich zur Ausarbeitung einer kontrollierbaren umfassenden und effektiven internationalen Konvention über das Verbot und die Vernichtung der chemischen Waffen bekannt. Doch nur kurz danach, am 16. Dezember, haben die USA die Produktion der neuartigen, binären C-Waffen aufgenommen. Welchen Zusammenhang sehen Sie zwischen diesen widersprechenden Handlungsweisen?

Die sowjetische Regierung hat darauf in der Erklärung ihres Außenministeriums eine klare Antwort gegeben: Eben das binäre Programm war offensichtlich die Ursache dafür, daß die USA in jüngster Zeit die Verhandlungen über das Verbot der chemischen Waffen in Genf zu bremsen anfingen. In dem Versuch, den Beginn der Produktion von Binärwaffen in den Augen der Weltöffentlichkeit zu rechtfertigen, berufen sich die USA-Vertreter gewöhnlich auf die chemische Gefahr, die angeblich von der Sowjetunion ausgehe. Dabei werden ganz phantastische Zahlen genannt. Man behauptet, daß die Bestände an chemischen Waffen in der UdSSR zwischen 250 000 und 700 000 Tonnen Kampfstoffe betragen. Das Außenministerium der UdSSR hat dazu in aller Form erklärt, daß die Bestände an chemischen Waffen in der UdSSR keine 50 000 Tonnen an Kampfstoffen überschreiten – das entspricht annähernd den Beständen der Vereinigten Staaten an chemischen Waffen. Dabei befinden sich aber alle sowjetischen chemischen Waffen auf dem Territorium der UdSSR.

Anfang Oktober konnten alle Verhandlungspartner, die USA eingeschlossen, das sowjetische Militärobjekt in Schichany an der Wolga besuchen (siehe FW 22/87). Dann fand ein Besuch des amerikanischen chemischen Militärobjektes in Tooele im USA-Staat Utah durch sowjetische Experten statt. Hatte das nicht eigentlich eine sehr positive Wirkung?

Die Vorführung chemischer Munition der sowjetischen Streitkräfte und ihre Vernichtung war eine erstmalige experimentelle Demonstration zur Offenlegung und des Vertrauensbeweises auf diesem Gebiet. Die Besichtigung war zugleich eine Aufforderung an die anderen Länder, welche über chemische Waffen verfügen, Offenheit und Realismus zu beweisen. Die Sowjetunion unterstrich ihre Bereitschaft, die erarbeiteten Technologien zur vollständigen und umweltfreundlichen Vernichtung chemischer Munition auch anderen interessierten Staaten zur Verfügung zu stellen. Damit ist ein besserer Informationsaustausch zur schnelleren und sicheren Vernichtung gefährlicher Munition mit hochtoxischer Füllung möglich. Widerlegt wurde auch die Meinung, daß die Vernichtung chemischer Munition nur über einen sehr langen Zeitraum machbar und bei bestimmten großen Kalibern sogar fast unmöglich ist.

Verfügt man also schon über die notwendigen Technologien, die hochgefährliche chemische Munition gefahrlos zu beseitigen?

Prof. Dr. sc. mil. Ralf Stöhr, Jahrgang 1929, studierte von 1948 bis 1953 Chemie. Danach arbeitete er im VEB Asbestwerke Dresden, später als Offizier der Nationalen Volksarmee im Chemischen Dienst. Seit 1955 beschäftigt er sich mit dem Mißbrauch chemischer Forschung und dem Einsatz völkerrechtswidriger C-Waffen. Er wurde Lehrstuhlleiter an der Militärakademie „Friedrich Engels", absolvierte ein Zusatzstudium in der Sowjetunion. Seit 1980 ist er Stellvertreter des Direktors der Forschungsstelle für chemische Toxikologie der AdW der DDR in Leipzig. In den letzten Jahren war er an der Erarbeitung von Vorschlägen der sozialistischen Staaten für regionale und globale Verbote chemischer Waffen beteiligt. In einer Anzahl von Publikationen befaßt er sich ebenfalls mit dieser Problematik. Unlängst erschien im Militärverlag der DDR die populärwissenschaftliche Broschüre „Chemie des Todes" über die C-Waffen, die er zusammen mit Harald Kießlich-Köcher geschrieben hat.

Auf ein Wort, Herr

Genf 1988: Todesstoß für die „Chemie des Todes"?

In der wissenschaftlichen Literatur gibt es bereits umfangreiche Beschreibungen von solchen Verfahren. Auch liegen Erfahrungsberichte zur Beseitigung chemischer Munition vor, die vom faschistischen Deutschland und Italien sowie vom kaiserlichen Japan nach dem zweiten Weltkrieg hinterlassen wurde. Zur Vernichtung großer Mengen chemischer Kampfstoffe und zur Delaboration chemischer Munition sind in einigen Staaten bereits industrielle Anlagen errichtet worden. Nach dem ersten Weltkrieg erfolgte eine Vernichtung chemischer Munition aus den Beständen der kaiserlich-deutschen Armee auf dem Munitionsplatz Breloh in der Lüneburger Heide. Ein Teil der dort zusammengezogenen chemischen Munition wurde jedoch nicht vernichtet, sondern auf halblegalen Wegen u. a. durch eine Hamburger Firma nach Spanien, Marokko und in den Fernen Osten verschifft... Die Vernichtung der chemischen Munition aus den faschistischen Beständen der Wehrmacht auf dem Gebiet der DDR erfolgte nach dem zweiten Weltkrieg unter strenger Kontrolle der damaligen sowjetischen Besatzungstruppen und staatlicher Stellen der DDR, woran übrigens auch ich mit beteiligt war.

Inwiefern könnten regionale Vereinbarungen über die Befreiung bestimmter Zonen von chemischen Waffen zum weltweiten Verbot beitragen? Von der Bundesregierung der BRD wurde ja der Vorschlag von SED und SPD zur Schaffung einer von chemischen Waffen freien Zone bisher nicht positiv beantwortet.

Eine solche Zone, die im ersten Stadium die Territorien der BRD, der DDR und der ČSSR umfassen sollte und schrittweise auf ganz Europa auszudehnen wäre, kann als kurzfristig realisierbare Vereinbarung weltweite Regelungen nur begünstigen. In einer solchen Zone lassen sich internationale Kontrollvereinbarungen für eine globale Anwendung erproben und für praktische Zwecke präzisieren. Eine regionale Anwendung der Bestimmungen zu einem vollständigen Verbot könnte als eine Vorstufe für das weltweite Verbot dienen und garantiert vertrauensfördernd sein. Bekanntlich verfügen die Warschauer Vertragsstaaten außer der Sowjetunion über keine chemischen Waffen, und auf ihren Territorien sind auch keine solchen Waffenarten gelagert. Daher wären regionale Abkommen für ein Verbot chemischer Waffen im skandinavischen Raum, in Mitteleuropa und auf dem Balkan in kurzer Zeit erreichbar. Vorausgesetzt natürlich, daß die auf dem Territorium der BRD eingelagerten C-Waffen der USA abgezogen oder vernichtet werden. Wie Erich Honecker in seinem jüngsten Brief an Helmut Kohl betonte, zählt er vor allem auf eine Haltung der Bundesregierung, die eine Lagerung neuer chemischer Waffen auf ihrem Territorium nicht zuläßt. Es wäre gut, schrieb er, wenn der Bundeskanzler seinen Standpunkt zu einer von chemischen Waffen freien Zone in Mitteleuropa noch einmal überdenken würde. Die Sowjetunion hat übrigens bereits vor Jahren feierlich erklärt, daß sie den Status solcher chemiewaffenfreien Zonen garantieren würde.

Ein Einwand gegen die Bildung von C-Waffen-freien Zonen seitens der europäischen NATO-Regierungen besteht aber darin, daß nach ihrer Meinung kurzfristig eine „schnelle Auffüllung" solcher waffenartenfreien Zonen möglich ist...

Die Herausnahme von taktischen und operativ-taktischen Munitionsvorräten aus einer bestimmten Zone würde zumindest die Überraschung des Einsatzes derartiger Munitionsarten verringern. Und: Ein Auffüllen von Munitionslagern mit einem gefechtswirksamen Vorrat ist keine Angelegenheit von Stunden, sondern Tagen und Wochen. Einen unbemerkten Transport von taktischer Munition mit mehreren Hunderten oder gar Tausenden von Tonnen halte ich in Mitteleuropa für kaum bzw. undurchführbar. Bei gutem Willen der Vertragspartner in der Region und bei Garantien durch die C-Waffen-besitzenden Mächte für diese Region könnte eine solche Wiederauffüllung ausgeschlossen werden. Eine Beseitigung von gefährlichen Waffen und gefährlichen Munitionsvorräten ist auch zum Schutze der Zivilbevölkerung und der Umwelt notwendig. Haben doch die USamerikanischen Einlagerungen von chemischer Munition in Japan, Havarien bei C-Waffen-Versuchen in den USA selbst und in der BRD schon mehrfach eindringlich vor Augen geführt, daß bereits in Friedenszeiten die Deponierung von C-Waffen in Ballungsgebieten eine hohe Gefahr für Mensch und Umwelt darstellt. Daher waren die USA auch gezwungen, Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre ihre C-Waffen-Vorräte aus Japan auf die pazifische Insel Johnston-Eiland zurückzunehmen. Die Sowjetunion hat schon vor Jahren vorgeschlagen, ganz Europa, unser aller gemeinsames Haus, von chemischen Waffen zu befreien.

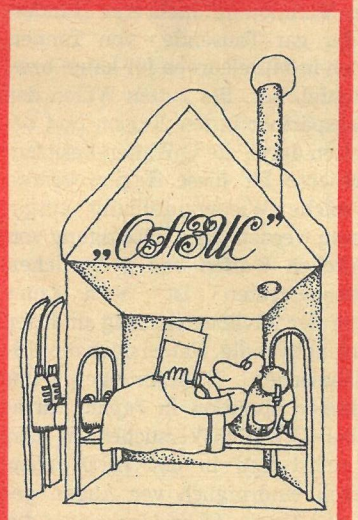
Interview: Dr. Dietrich Pätzold
Foto: Volker Hohlfeld

Professor!

FREIE WELT

Goldene Regeln fürs Skifahren

TRAINING: „Übung macht den Meister." Fürs Wintervergnügen auf Loipen und Pisten kann – besser: sollte – man sich bereits im Sommer und Herbst vorher konditionieren. Wandern, Laufen, Ballspiele, Gymnastik (letzteres besonders exzellent für alpine Läufer) machen den Körper fit, locker und stärken Bein- wie Rükkenmuskulatur.
SKILÄNGE: „Rechtes Maß zur rechten Zeit!" Faustregel bei Langlaufski: Die Spitze des Ski soll bis zur Handwurzel des hochgestreckten Armes reichen; bei Alpinski gilt: Skilänge ungefähr gleich groß wie Körperhöhe, im allgemeinen zwischen 1,65 und 2,10 Metern, je nach sportlichem Anspruch.
WACHSEN: „Wer gut schmeert, der gut fährt." Für jede Schneeart – trocken, feucht, naß – gibt's das passende Wachs. Grundsatz: Beim Auftragen nur wenig



Wachs aufstreichen, gut ebnen und danach im Freien temperieren. Niemals die Rille verkleistern!
KLEIDUNG: „Ohn' Schweiß, kein Preis!" Jedoch: Schwitzen kann zur Erkältung führen. Deshalb ist es besser, statt im dicken Pullover in luftiger Windjacke Ski zu laufen…
WANDERZIEL: „Wer sich irrt in Eile, bereut in Weile." Sich beim Skifahren zu überfordern, kann die Freude am Laufen verderben. Daher ist zu raten, sich mit einer örtlichen Wanderkarte auszurüsten. Das vermeidet Irrwege, und leichter findet man eine Raststätte oder Bergbaude.
Helmuth Perez

Fotos: A. Paszkowiak; L. Willmann; APN; Sofia-Press; FW-Archiv (2); Vignette: A. Nekrassow; Redaktion: V. Hempel

Ski und Rodel-gut?

Einblicke, Tips und Ausblicke für Ski- und Rodelkäufer gibt Dipl.-Ing. Siegmar Holland-Jopp, Leiter einer Entwicklungsgruppe im VEB Kombinat Sportgeräte Schmalkalden.

Was bevorzugen DDR-Winterurlauber beim Skifahren – sportliches Laufen oder rasante Abfahrten?

Die Nachfrage und die Verkaufszahlen bestätigen: Der Laufski ist nach wie vor der absolute „Renner". Von den mehr als 200 000 Paar Ski, die wir derzeit jährlich für den Binnenmarkt produzieren, sind rund siebzig Prozent Laufski, zwanzig Prozent Kinderski…

Sind Laufski bloß für ebenes Gelände geeignet?

Keineswegs. Unsere Olympiasieger, Welt- und Europameister im Langlauf, Biathlon sowie in der Nordischen Kombination demonstrieren unentwegt, wie vortrefflich man mit diesem Skityp ebenso auf gebirgigen Loipen fahren kann. Übrigens: Die DDR-Urlauber finden derartig speziell präparierte Skistrecken mittlerweile wohl in allen Wintersportzentren…

Wer sich zum ersten Mal Ski kauft, hat zumeist die „Qual der Wahl", gleich den richtigen Skityp für sich zu finden. Gibt's dafür eine „Faustregel"?

Ski kauft man im Fachgeschäft, und es ist dabei unbedingt von Vorteil, sich vom Fachverkäufer beraten zu lassen. Eine Vielzahl der Verkaufskräfte hat an besonderen, jeweils mehrtägigen Verkaufsschulungen teilgenommen, kennt das komplette GERMINA-Skisortiment…

Und wer lieber rodeln will?

Der kauft einen unserer ein- bis dreisitzigen Holzrodel, den Kinder-Plastrodel oder den Klapprodel „Ideal". Letzterer wird zusammengelegt transportiert – beispielsweise im Auto-Kofferraum –, wobei er ungefähr ein Drittel weniger Platz einnimmt, und mit einigen Handgriffen ist er fahrbereit gemacht…

Können schon alle Käuferwünsche bei Ski erfüllt werden?

Was Laufski und Kinderski betrifft, decken wir nahezu vollständig den Bedarf, bieten bei Laufski über zwanzig Modelle, bei Kinderski vier Modelle an, jeweils in verschiedenen Größengruppen. Allerdings werden die Käufer nicht jederzeit und überall das gesamte Sortiment und sämtliche Größen vorfinden. Unsere Sportgerätewerker sind jedoch angestrengt darum bemüht, auch dies künftig zu erreichen…

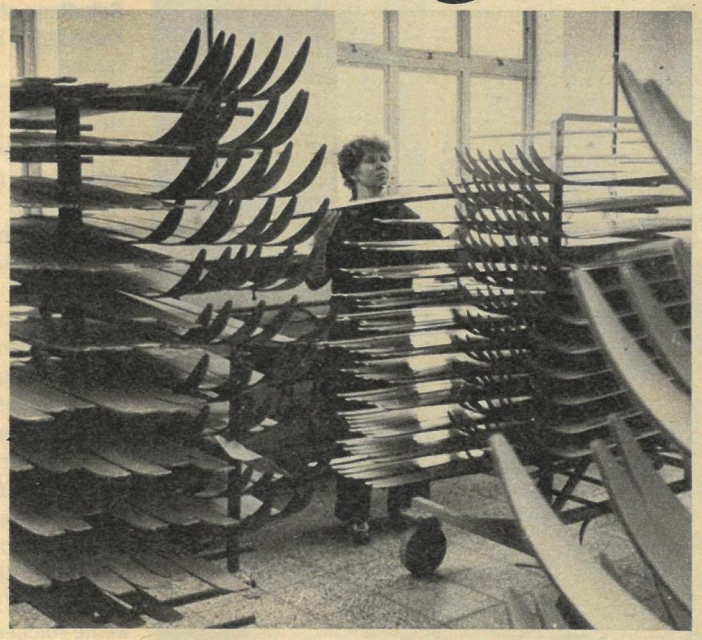
Bei Touren-, aber auch Alpinski, so hörten wir im Handel, würde der Bedarf das Angebot aus Ihrem Kombinat noch beträchtlich übersteigen…

Insbesondere bei alpinen Ski, aber auch beim Tourenski, der zum Wandern und von Anfängern gern genommen wird, sind die Anforderungen sprunghaft gestiegen. Das Skifahren ist inzwischen zum Massensport und massenhaften Freizeitvergnügen geworden. Außerdem haben sich die Möglichkeiten für einen Winterurlaub, im Inland oder im Ausland, bedeutend erhöht; verstärkt fahren DDR-Urlauber in Mittel- und Hochgebirge befreundeter Länder. Aus dieser Kenntnis heraus haben wir die Produktion von Tourenski im vorigen Jahr um 50 Prozent gesteigert. In diesem Jahr werden wir das wiederholen. Außer unseren Alpinski – wovon die Modelle „Karat" und „Polar" 1985 am Elbrus, 1987 am Kasbek des Kaukasus von GERMINA-Teams hart getestet wurden – kommen zunehmend Alpinski der Marke „Mladost" aus Bulgarien in unseren Handel; wir wiederum liefern nach Bulgarien Laufski, die gleichfalls auch dort sehr gefragt sind…

Und was sind bei GERMINA die Trümpfe der Saison?

Auf der Herbstmesse '87 hatten wir mit unserer Laufkollektion Messegold errungen. Unter den Neuheiten möchte ich zwei ganz besonders hervorheben: unsere Jugend- („Youngster"-) und Damen- („Lady"-) Modelle; erstere sind sportlich-robuster, letztere leichter und weicher…

Interview: Helmuth Pelzer



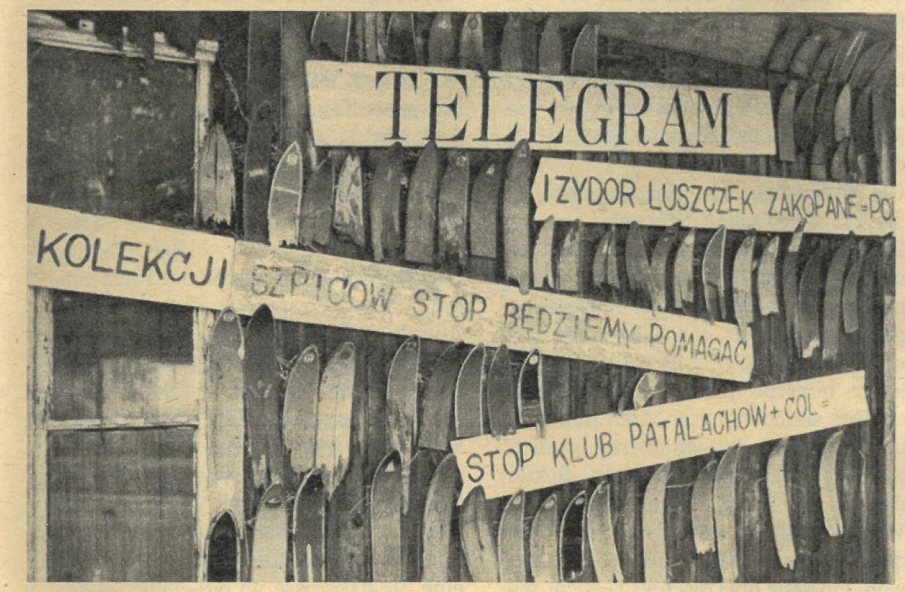
„Schtastliweza" – Der Glückliche – heißt dieses Ferienhotel (Foto ganz oben: Teilansicht) auf dem Aleko im Witoscha-Gebirge, unweit der bulgarischen Hauptstadt Sofia; Hölzer warten aufs Lackieren – im „Germina"-Betrieb Schmalkalden.

Von Ihnen – für Sie!

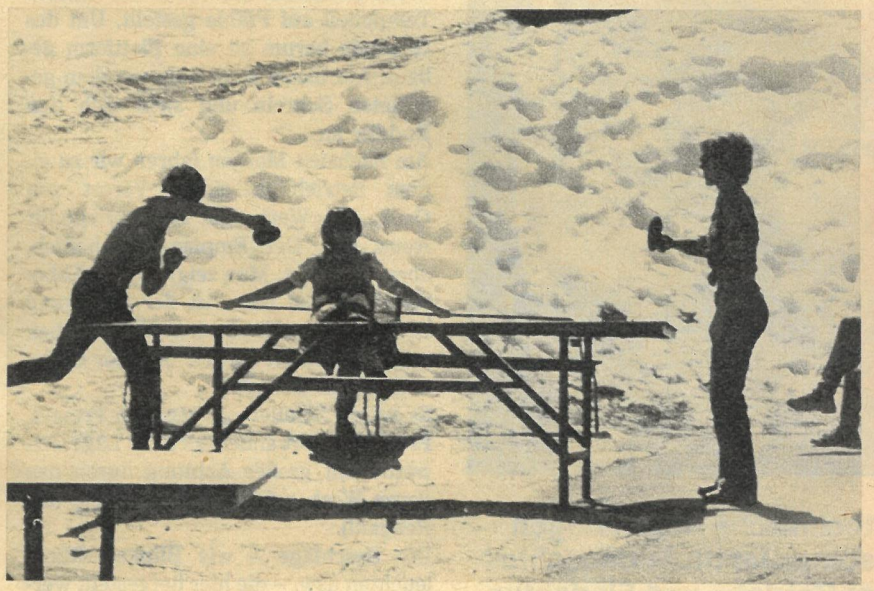
„Wir waren im ‚Minski' …"

Leichter Frost, Sonnenschein, ein strahlend weißer Schneeteppich, Fichten- und Tannenbaumduft sind nur einige Attribute, mit denen INTOURIST für den Skilanglauf-Urlaub in der malerischen Umgebung von Minsk wirbt. In der zurückliegenden Saison war dort u. a. eine Reisegruppe aus Thüringen zu Gast. FREIE WELT bat Frau Annelie Pisarz, Lehrerin für Mathematik und Sport, aus Helbra um ihre Meinung: Hält die Acht-Tage-Tour (für 1085 Mark), was der Reiseprospekt verspricht?

„Mein Mann – er ist Elektromechaniker im Betrieb meines Vaters – und ich würden jederzeit wieder dorthin fliegen. Es war rundherum schön – die Betreuung und die Erlebnisse, vom Anfang bis zum Schluß. Gewohnt haben wir im modernen Motel „Minski". Alles, was auf den Tisch kam, hat uns gut geschmeckt (und Thüringer sind bekanntlich Feinschmecker). Unser Doppelzimmer war zwar etwas klein, aber komfortabel. Wir hatten ein Bad. Am Vormittag liefen wir auf herrlich-ruhigen Pisten Ski und fuhren nachmittags mit „unserem" Bus meist nach Minsk. Die Fahrt dauert nicht lange, eine halbe Stunde. Wir besichtigten dort die Sehenswürdigkeiten, erlebten in der großen Oper eine „Schwanensee"-Aufführung und tafelten auf einer eigens für uns arrangierten „belorussischen Hochzeit". Wir hatten zwar unsere eigenen Bretter mit, aber im „Minski" ist alles da: Ski, Schuhe, Stöcke. Zwei Skilehrer gaben den Anfängern Unterricht. Ins nahegelegene moderne Skizentrum von Raubitschi (Foto links), wo auch schon Biathlonweltmeisterschaften stattgefunden haben, führte uns einer der Ausflüge. Wunderschön war auch die Schlittenpartie durch die tief verschneite hügelige Landschaft. Wer wollte, konnte gleich beim Motel Schlittschuh laufen… Wieso gerade wir als Thüringer zum Skilaufen ins Ausland fahren? Für mich war diese Reise eine Auszeichnung. Mein Mann mußte natürlich bezahlen. Aber, wie gesagt, es hat sich gelohnt."



Zakopane: „Spitzensalat" gefällig?…



Von der Piste an die Platte…

Fragen am Tresen

Im weiträumigen Saal des Berliner Reisebüros am Alexanderplatz empfangen an diesen ruhigen Januartagen auskunftsbereite Damen und ihre Personalcomputer die zahlreichen Kunden. Hier, am langen Tresen, wird das Reisen konkret. Fräulein Saskia Bahrs, Schalter 1, beantwortet geduldig die Fragen eines Herrn, der eine Winterreise buchen möchte…

„Meine Frau und ich haben noch zwei Wochen Resturlaub, den wir bis zum 30. März antreten möchten. Wir würden gern Ski laufen. Was können Sie uns anbieten?"

„Jetzt, da die Saison schon im vollen Gange ist, wird es gar nicht so einfach sein, etwas für Sie zu finden. Sie wissen vielleicht nicht, daß wir bereits ab Mitte Oktober verkauft haben; da reichte unser Angebot von der Mala Fatra über die Niedere und Hohe Tatra und die Karpaten bis zu den Rhodopen."

„Sie haben aber doch auch ein aktuelles Reiseangebot. Kürzlich las ich in der Tageszeitung, daß es 16-Tage-Reisen nach Dombai im Kaukasus gibt."

„Die sind leider schon wieder ausgebucht. Doch einen Moment Geduld, ich rufe die freien Plätze aus unserem Hause ab… Also, heute hätte ich noch etwas auf dem Aleko im Witoscha bei Sofia oder in Štrbské Pleso in der Hohen Tatra. Sie laufen doch sicher gut Ski, da Sie sich auch für die alpinen Lagen in Dombai interessierten?"

„Abfahrten vom Fichtelberg haben wir schon gemacht."

„Dann könnten Sie's auf dem Aleko wohl auch schaffen… Die Reise dauert zwei Wochen und kostet 2365 Mark. In Štrbské Pleso wären es 7 Tage für 1400 Mark. Beides sind Flugreisen, versteht sich."

„Können wir unsere Skier eigentlich mitnehmen?"

„Gewiß. Bei der INTERFLUG können Sie ihre Ausrüstung im Rahmen des 20-Kilo-Gepäcks aufgeben. Übergepäck zählt natürlich extra. Und verpacken Sie Ihre Ski gut! Am besten in einem speziellen Futteral."

„Wie steht's mit der Liftbenutzung? Ist sie im Preis enthalten?"

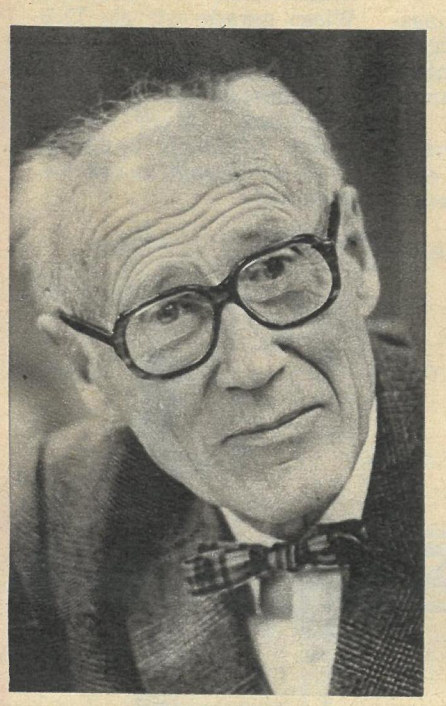
„Im allgemeinen nicht. Liftkarten müssen Sie vom Taschengeld kaufen. Daher ist es günstig, wenn Sie den eigenen Ski fahren. Sie sparen das Geld für die nicht ganz billige Ausleihe."

„Noch ein Problem: Wie regeln Sie – im Falle aller Fälle – den Unfall? Während ich vielleicht noch das Bett hüten muß, ist meine Reisegruppe inzwischen über alle Berge…"

„Sie sind gegen Unfall – der hoffentlich nicht eintritt – versichert. Nach einer eventuellen Behandlung müßten Sie dann allein heimreisen. Um die Ausreise neu zu regeln – Sie standen ja vorher auf einer Sammelliste – müssen Sie unbedingt mit dem Repräsentanten des Reisebüros oder der DDR-Botschaft Kontakt aufnehmen. Aber wenn Sie die goldene Skiregel – Sicherheit zuerst! – beachten, werden Sie gewiß einen schönen Urlaub haben."

Am Tresen „mitgehört"
von Volker Hempel

Er ist nicht nur ein international bekannter Wissenschaftler, sondern auch ein gern gelesener Schriftsteller: Professor Werner Gilde, ehemaliger Direktor des Zentralinstituts für Schweißtechnik (ZIS) in Halle. Enge Verbindungen zur Sowjetunion führten ihn oft in die verschiedensten Gegenden der UdSSR, durch wissenschaftlich-



technische Beziehungen seines Instituts besuchte er Betriebe und Einrichtungen in anderen Ländern. Darüber berichtet Professor Gilde in seinem neuesten Buch „Der Große Buddha lächelt", aus dem FREIE WELT in einer mehrteiligen Folge mit Genehmigung des Mitteldeutschen Verlages Halle-Leipzig vorabdruckt.

Ich klatsche in die Hände und spreche zu dem Großen Buddha in der Stadt Nara: „Ich weiß, es ist unmöglich. Nächstens werde ich Rentner, und dann ist eine Japanreise nicht mehr drin. Aber trotzdem: Ich möchte noch einmal nach Japan."

Der Große Buddha von Nara thront in seinem rotlackierten Tempel, freut sich seiner frischen Vergoldung und lächelt milde. Er scheint ganz kurz mit dem linken Auge zu zwinkern, als wenn er sagen will: Lieber Freund, du wirst dich wundern!

Der Erfolg dieser Reise nach Japan stand auf des Messers Schneide. Während ich über Sibirien Richtung Osten flog, hielt der Präsident der USA nämlich eine Rede. Er forderte die Freunde der USA auf, Fachleute aus den Ostblockländern nicht mehr in die Betriebe zu lassen. Auf meinem Gebiet verlief der Technologie-Transfer von West nach Ost. Aber es stand zu befürchten, die Japaner würden irgend etwas beschließen, um Washington zu befriedigen.

Aber ich erhielt einen Fahrplan für die nächsten Wochen, aus dem zu entnehmen war, wann ich wohin reisen mußte und wer dort für mich zuständig sei.

Sechs junge Damen lächeln mich an

In Osaka und Umgebung war nun Herr Watanabe für mich verantwortlich, und für diesen Sonntag sah der Plan Besichtigung von Nara vor. Beide staunen wir die vielen Tempel, Schreine und Museen an. Nara ist ein Stück des alten Japan in Holz und Stein. Der Schrein des berühmten Großen Buddha liegt an einem Hügelabhang. Damit der Tempelboden horizontal ist, wurde der vordere Tempelteil auf Pfähle gestellt. Um das Gebäude herum ist eine Plattform gebaut. Auf dieser steht man vor dem geöffneten Schrein und sieht sich den Buddha an.

Am nächsten Morgen fahren wir zu einem Betrieb in einem Vorort von Osaka. Das Werk stellt Zubehörteile für Autos her. Der Empfang ist höflich, aber reserviert. Man zeigt uns ein Laboratorium, und dann ist der Rundgang zu Ende. Da eilt ein Ingenieur vorbei, stutzt und kehrt zurück. „Doktor Gilde, wie geht es Ihnen?"

Es ist ein Schüler von meinem Freund, Prof. M. Sofort ändert sich die Lage. Ich werde mit großer Achtung durch das ganze Werk geführt (1:0 für mich, Mr. Reagan!).

Die Beschläge – wie Blinker, Rückleuchten usw. – die hier hergestellt werden, sind für mehrere Autofirmen, die zahlreiche Typen herstellen. Das Programm wechselt daher täglich. Das Werk ließ etwa 100 Roboter laufen, die bei Wechsel der Erzeugnisse umprogrammiert werden mußten.

Für die damalige Zeit (1980) war so etwas eine Sensation und für mich außerordentlich lehrreich (2:0 für mich!). Am Schluß des Rundganges werde ich noch in das Repräsentationszimmer geführt. Dort wird mir das Bild von Queen Elisabeth gezeigt, die als letzter Ausländer vor mir den Betrieb besuchte. Abschließend muß ich mich auch fotografieren lassen. Nun steht es 3:0 für mich.

Unser Institut verkaufte übrigens bald danach eine Lizenz an eine US-Firma.

Man sagt, der größte Vorzug des Halleschen Bahnhofs wäre seine Möglichkeit, ihn nach allen Richtungen hin zu verlassen. Diese Eigenschaft besitzen fast alle Bahnhöfe von Großstädten. Nur die japanischen machen eine Ausnahme. Da praktisch nur der schmale Küstenstreifen am Pazifik besiedelt ist, geht der Verkehrsstrom nur zwischen Nord und Süd hin und her. Die Eisenbahn und die Fluggesellschaft ringen um einen möglichst großen Anteil an dieser Bewegung. Und zu diesem Zweck lassen sie sich allerhand einfallen, um den Reisenden zu sich hinüberzuziehen. Längst gibt es auf den Flugplätzen einen Service, von dem ein Europäer nur träumen kann. Keine Schlangen vor der Abfertigung, kein Warten auf das Gepäck, angenehme Warteräume, laufende Informationen für den Kunden. Nur einen Minuspunkt hat der Luftverkehr gegenüber der Bahn: die Kontrolle auf Waffenbesitz. Diese Zeremonie läßt niemand gern über sich ergehen. Ursprünglich exerzierten die Japaner die europäische Methode: „Stellen Sie sich an die Wand, Gesicht zur Wand, Hände an die Wand, Beine breit", und dann krabbeln klobige Polizistenhände überallhin. Aber inzwischen…

Zehn Minuten vor dem Abflug treffe ich auf dem Flugplatz ein. Herr Watanabe hat telefonisch ein Ticket gebucht, und es liegt am Schalter fertig ausgeschrieben bereit. Wir brauchen nur noch zu sagen, ob wir besondere Platzwünsche haben. „So daß wir den Fuji gut sehen können." Ein solcher Platz wird auf der Bordkarte vermerkt.

Nun müssen wir noch durch die Waffenkontrolle. Durch das große Tor, das automatisch auf Metall prüft, komme ich gut hindurch. Dahinter stehen sechs junge Damen in tadellos sitzenden Uniformen aus beigefarbenem Stoff und lächeln mich an.

Oh, denke ich, ein Empfangskomitee der Fluggesellschaft, wie nett.

Eine der sehr hübschen Damen tritt vor und verbeugt sich. Ich bleibe stehen und mache meinen Diener in bester japanischer Manier. Ich habe mich noch nicht wieder aufgerichtet, da tastet die junge hübsche Dame meinen Körper ab. Ihre weißbehandschuhten Hände arbeiten so flink, daß ich überhaupt nicht reagieren kann. Nach wenigen Sekunden ist sie fertig, macht wieder eine Verbeugung und stellt sich in die Reihe der übrigen Damen zurück. Ich muß wohl ein sehr überraschtes Gesicht machen, denn alle sechs fangen an zu kichern. Also lache ich auch. Wenn schon diese Kontrollen, dann so, daß man lachend auseinandergeht.

Die Stewardeß am Flugzeugeinstieg drückt den Knopf eines Zählwerkes, als ich vorbeigehe.

Nun bin ich registriert und kann meinen Platz in dem riesigen Jumbo-Jet einnehmen.

Die Chinesin kam aus Jokohama

Erfahrungsgemäß haben viele Leute beim Start und bei der Landung ein unangenehmes Gefühl. In einer Masse von 700 Leuten fühlt man sich bedeutend hilfloser, als wenn man in einem „normalen" Flugzeug aus dem Fenster schauen kann. Aber… Auf drei großen Bildwänden erscheint in Farbe der Flugplatz so, wie der Flugzeugführer ihn sieht. Wir rollen – gleichsam in der Kanzel sitzend – an den Start, rasen die Startbahn hinunter und sehen plötzlich den blauen Himmel vor uns, wenn die Maschine abhebt.

Bei der Landung verläuft die Sache andersherum.

Alle Reisenden sind mit dem Geschehen auf der Leinwand beschäftigt und haben keine Zeit, irgendwelchen Ängsten nachzuhängen.

Mir fällt ein, daß ich bei der Konstruktion der S-Bahnwagen für Berlin den Vorschlag machte, auf Fenster zu verzichten. Dadurch wäre es möglich, die Wagen leichter und fester zu bauen. An der Stirnwand jedes Wagens wollte ich eine Leinwand anbringen, auf der Informationen und das Fernsehbild des Bahnhofs erscheinen. Der Vorschlag wurde als unzumutbar abgelehnt.

Die Reise durch Japan war wieder bis in das kleinste überlegt. Raffinierte Technik wechselte mit Sehenswürdigkeiten.

Viele Europäer glauben, in Japan sei alles vom Neuesten. Das ist überhaupt nicht der Fall. Weltbekannte Fabriken haben uralte Maschinen. Sie tun brav ihre Pflicht. Nur dort, wo es darauf ankommt, steht das Modernste.

Ich lernte auch einige der Leute kennen, die bei Spitzenkonzernen das letzte Wort haben. Es sind Herren zwischen 80 und 85. Ein Stab von Ärzten, Leibwächtern und Referenten schirmt sie sorgfältig ab. Nur ab und zu werden sie für Minuten vorgezeigt, um ihr Dasein zu demonstrieren.

Bei meinen Besuchen in Japan bin ich fast jeden Tag eingeladen gewesen, immer abends, mitunter außerdem auch mittags. Dabei erlebte ich die verschiedensten Möglichkeiten der japanischen Gastfreundschaft. Herr Togo ist Präsident einer Import- und Exportfirma. Die Firma scheint aus einem Präsidenten, einem Vizepräsidenten und drei Angestellten zu bestehen. Unsere Gastgeber in Japan haben festgelegt: Heute abend Dinner mit Mr. Präsident Togo und mit Vizepräsident in Ginza-Street. Mein Hotel liegt 100 Meter von der berühmten Straße entfernt. Um 19 Uhr holt Herr Togo mich ab. Vor dem Hotel wartet – nein, hier kann man nicht mehr von Auto sprechen – es wartet eine Staatskarosse im old-english-style. Auf dem Wagenschlag (Tür wäre ein profaner Ausdruck) prangt eine Krone. Der Chauffeur ist ebenfalls so gekleidet, wie ein Japaner es aus Filmen über Old-England kennt: Manchester-Anzug, Breeches und braune Gamaschen. Natürlich weiß ich, daß es in Tokio Autoverleihe gibt, die solche Oldtimer gegen hohe Miete verleihen. Und natürlich legt Herr Togo Wert darauf, daß ich es weiß, damit ich seinen Aufwand richtig einschätze.

Nach etwa 300 Meter Gesamtfahrstrecke halten wir vor einer schwach beleuchteten Hausfront. Wir wissen schon, schwache Eingangsbeleuchtung ist vornehm. Entsprechend ist die Inneneinrichtung des chinesischen Lokals.

Ein 24-Gänge-Menü rollt auf uns zu mit original chinesischer Bedienung, wie Herr Togo voller Stolz bemerkt.

Mir kommen die Chinesinnen, die den Tisch decken, gar nicht so chinesisch vor. Ich stehe auf, um mir die Hände zu waschen (wie die schamhafte Umschreibung für den Besuch des WC lautet). Wie in Japan üblich, bringt ein Mädchen der Bedienung den Gast bis vor die bewußte Tür, lächelt und wartet, bis man wieder herauskommt. Anfangs war das natürlich ungewohnt, und es kam

Der Große Buddha lächelt

mir diskriminierend vor. Aber in Asien ist vieles anders.

Als wir auf dem Flur allein sind, frage ich meine Begleiterin (auf englisch): „Sie sind doch bestimmt keine Chinesin (China-girl)".

„O nein, ich bin aus Jokohama", sagt sie und errötet unter ihrer Puderschicht.

Hymnische Überraschung in der Geisha-Schule

Herr Togo kündet nun einen besonderen Gang an, der der Höhepunkt des Essens darstellt. Die unechten Chinesinnen stellen eine Art Goldfischaquarium auf den Tisch. Da hinein schütten sie zwei Flaschen des schrecklichen sechzigprozentigen Schnapses Mao-Tai. Dann wird ein Korb mit lebenden Langusten gebracht. Sie krabbeln in dem Korb aufgeregt durcheinander. Die Kellnerin nimmt zwei Essenstäbchen, packt geschickt einen der Krebse und wirft ihn in das Glasgefäß voller Alkohol. Das arme Vieh bewegt die Fühler, die Beine und den Schwanz krampfhaft hin und her. Es benötigt mehrere Minuten, um qualvoll im Schnaps umzukommen.

Ich habe auf meinen Reisen fast alle Gerichte probiert: geräuchertes Pferdefleisch, alte Eier, rohen Fisch, Schnekken, rohen Tintenfisch. Aber hier war ich überfordert. Ich lehnte energisch ab. Der Präsident und sein Vizepräsident verzehrten die Langusten mit großem Appetit, und dann waren sie plötzlich ungeheuer lustig. Man kann sich also auch betrinken, ohne einen Schnapsglas anzurühren.

Nach dem 24. Gang ist das Essen beendet. Die japanischen Chinesinnen begleiten uns bis vor die Tür und verbeugen sich eifrig, während wir in unsere Staatskarosse steigen. Übrigens, echte Chinesinnen in sehr guten Restaurants begleiten ihre Gäste auch. Aber sie verneigen sich nicht, sondern winken. So fein sind die Unterschiede.

Wir fahren wieder 500 Meter. Dann ist die Straße restlos verstopft mit parkenden Luxus-Limousinen. Ich schließe daraus, daß wir unser Ziel fast erreicht haben und schlage vor, zu Fuß zu gehen.

Herr Togo führt uns durch einige Gassen und Gäßchen. Unser kleiner Fußmarsch bringt uns in eine Geisha-Schule. Den Beruf einer Geisha beherrschen nur noch wenige Mädchen und Frauen.

Die Anforderungen an Sprach-, Musik- und Literaturkenntnisse sind sehr hoch, die Ausbildung daher teuer, und deshalb nimmt ein Geisha-girl für einen Abend 100 000 Yen (1000 Mark) und mehr.

Eine Ausweichlösung ist die Geisha-Schule. Dort werden die Mädchen fünf Jahre lang ausgebildet. Abends kommen Besucher und sehen sich an, was die zukünftigen Geishas schon können. Mit den Eintrittsgeldern wird die

Seit dem Jahre 752 thront der sechzehn Meter hohe Buddha von Nara in seinem Tempel.

Schule teilweise finanziert. Wir betreten einen kleinen Saal, der der Länge nach durch einen japanischen Tisch (also mit 10 cm hohen Beinen) geteilt wird. Auf der einen Seite des Tisches sitzen die Besucher auf Stühlen ohne Beine. Auf der anderen Seite knien die jungen Mädchen und unterhalten sich mit den Besuchern. Die meisten sind Japaner. Außer mir sind nur noch zwei Nichtjapaner anwesend.

Alle halbe Stunde klatscht die Lehrmeisterin in die Hände, und es erfolgt eine kleine Aufführung, ein Lied zu einem der alten Instrumente oder ein Tanz.

In der Pause geht Mama-san von Ausländer zu Ausländer und fragt, woher wir sind.

„Nun, große Überraschung", radebrecht das Mädchen mir gegenüber.

Die Überraschung kommt.

Drei Mädchen bringen drei kleine Flaggen an Ständern herein und stellen sie vor uns auf. Ich staune, wo eine Geisha-Schule in Tokio abends um 10 Uhr die DDR-Fahne herbekommt. So zahlreich können wir hier doch nicht auftreten. Dann kommt die nächste Überraschung.

Aus dem Lautsprecher dröhnt: „Allons enfants de la patrie". Der Franzose neben uns verbeugt sich und winkt begeistert in die Runde. Kurze Pause zum Bandwechsel: „Auferstanden aus Ruinen". Die Geishas fächeln mit ihren Fächern, damit unsere Flagge ausweht. „Und es muß uns doch gelingen." Die japanischen Musiker setzen hier machtvoll Posaunen ein. Ich verneige mich. Alle klatschen in die Hände.

Nun ist das US-amerikanische Band aufgelegt. Der Amerikaner steht auf und legt die rechte Hand dorthin, wo wahlweise das Herz, die Brieftasche oder die Pistole sitzt.

Die nächsten Tage sind angenehm. Ich habe wieder Gelegenheit, die alte Kaiserstad Kyoto zu besuchen.

Den Abschluß dieser Reise bildet ein Kolloquium an der University of Nagoya. Mein alter Freund Isao leitete die Veranstaltung. Alle Fachkollegen der Faculty of Engineering waren erschienen (eine große Ehre), Gäste aus Indien, Malaysia, China hörten zu. Und – was mich besonders freute – der Saal war mit Studenten besetzt.

Ich tue mein Bestes, um meine Forschungsergebnisse in meinem Englisch den Zuhörern, die einen anderen englischen Tonfall gewohnt sind, verständlich zu machen. Wie immer helfen mir viele gute Dias mit englischer Beschriftung.

Die Diskussion zeigt, daß ich verstanden wurde.

Zwei Tage später nehme ich Abschied von Japan.

Bald nach dieser Reise bin ich Rentner. Da ich der Meinung bin, alte Leute sollen den jungen Leuten nicht die interessanten Stellungen wegnehmen, bleibe ich keinen Tag länger im Amt, als gesetzlich vorgeschrieben.

Sofort beginne ich ein Rentnerleben, daß heißt, ich habe niemals Zeit, Hobbys habe ich genug, und der Dienst, mit all seinen Problemen, ist vergessen.

Aber mich hat einer nicht vergessen. Der Große Buddha von Nara wartet einen Sommer. Dann schaltet er sich ein. Natürlich verkehrt ein Buddha vorzugsweise auf Ministerebene mit der Menschheit.

Ich werde also aus Berlin gefragt, ob es nicht richtig wäre, meinen Amtsnachfolger in Japan einzuführen, und wenn ja, ob ich Zeit und Lust hätte, dieses zu tun.

Wie schon gesagt, die Termine drängen sich (denn ich will eine Schiffsreise machen), aber im September sind noch zehn Tage frei.

Die Japaner sind sehr angetan von diesem Akt der Höflichkeit. Sie unterschreiben einen sehr schönen Vertrag.

Die Versuchung ist groß, nochmals vor einen Buddha zu treten und sich einen allerletzten Besuch in Japan zu wünschen. Aber das wäre wohl zu unverschämt. Auch die Geduld eines Großen Buddha hat ihre Grenzen.

Im nächsten Heft:

Halles Erde am Schwarzen Meer

Fotos: Billeb, ZB

Pirsch ohne Gewehr (2)

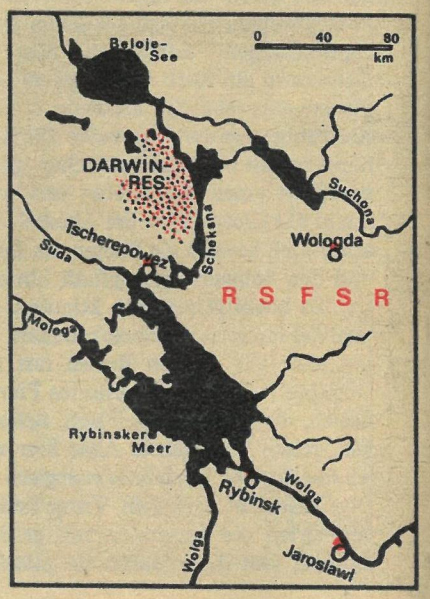
EL

Darwin-Naturschutzgebiet/ RSFSR

Das Reservat umschließt einen Teil der heute weithin überstauten Niederung, in der Scheksna und Mologa sich mit dem Wolgastrom vereinigen. Sumpf und vielästiges Dickicht bilden das unberührte Reich von Hirsch und Auerhahn, Luchs, Wolf und Bär. Scharenweise lassen sich Zugvögel hier an versteckten Rastplätzen nieder. Über 120 000 Hektar beträgt die Ausdehnung des Schutzgebietes, fast die Hälfte sind Wasserflächen. Taiga (gesprochen: Taigá): Im Norden Rußlands beginnt jenes ungeheure Waldmassiv, das sich – bis zu zweitausend Kilometer breit – durch ganz Sibirien quer über den eurasischen Kontinent erstreckt. Nadelhölzer herrschen vor, in Ebenen und Hügelländern, am Rande riesiger Moore, an anderer Stelle zu Gebirgshöhe aufsteigend, bis schroffe Felsen oder polare Kälte weiterem Vordringen Halt gebieten.

Vielerorts regiert die Fichte den Bestand. Das verdankt sie ihrer Fähigkeit, selbst im tiefen Schatten erwachsener „Konkurrenten" zu keimen und aufzukommen. So gerät die lichthungrige Kiefer in Nachteil ... Auf Moorgrund jedoch kümmern die Fichten, der Anblick dieser Taiga wird von Kiefernwipfeln bestimmt. Als schwellende Polster bedecken wasserspeichernde Moose den Boden, Wurzelbett für die typischen Torfbesiedler unter den Waldbodengewächsen: den mit seinen Blütenständen prunkenden Sumpfporst, die weißen Fruchtschöpfe vom Wollgras und die Torfgränke, einen beerentragenden Zwergstrauch. Nicht zu vergessen Heidel- und Preiselbeere, an denen sich vor dem nahenden Winter die tierischen Bewohner der Taiga regelrecht mästen. Der botanisierende Mensch aber genießt den Anblick der nur in nördlichen Regionen heimischen Moltebeere – einer winzigen, kaum 20 cm hohen Verwandten unserer Brombeere, zierlich gekraust die Blätter, leuchtend hell-orange die Beerentönnchen.

Johannes Rana

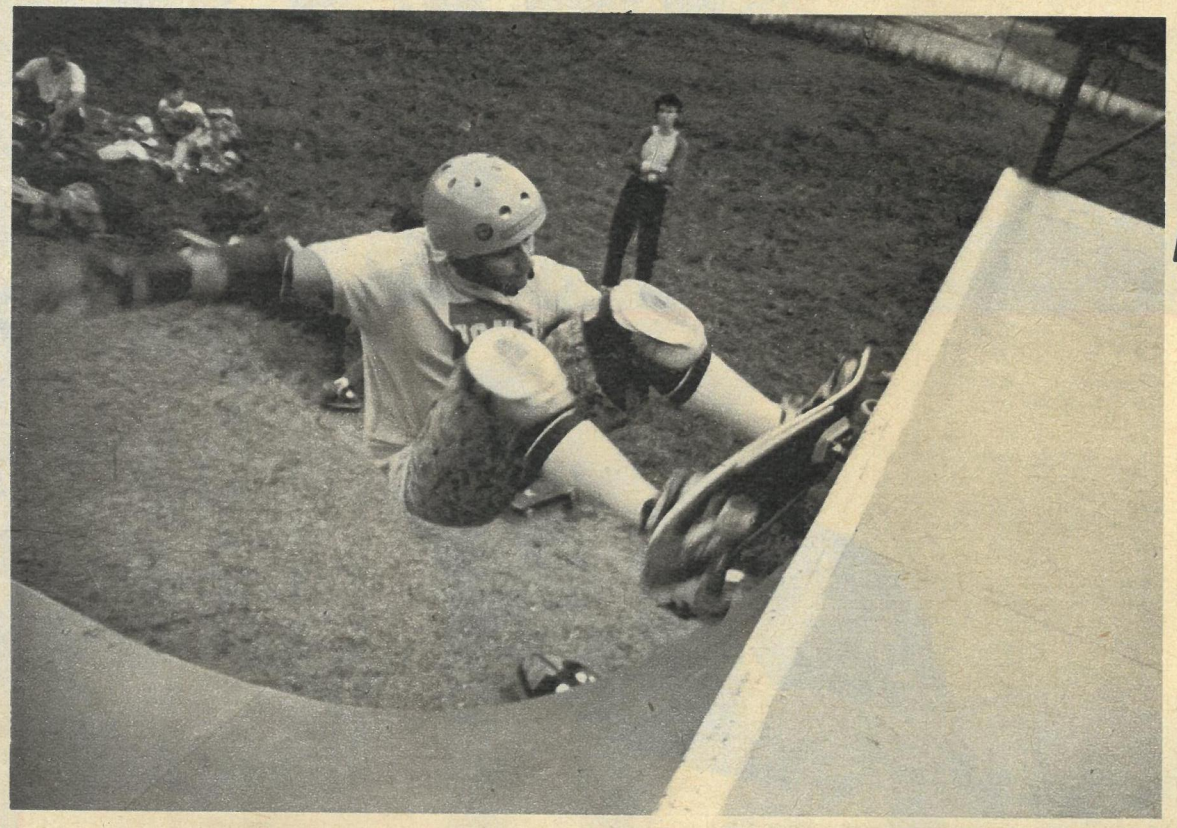


Fotos: P. Nossow, M. Minejew (TASS)
Karte: G. Knoch

LCH

(Alces alces)

GRÖSSTER HIRSCH der Erdgegenwart, bewohnt der Elch vor allem Feuchtwälder des nördlichen Eurasiens und Nordamerikas. Nach dem ersten Weltkrieg auf dem Territorium Rußlands fast ausgerottet, erholten sich die Bestände dank langfristigen Jagdverbots so weit, daß heute wieder 750 000 Elche in den Grenzen der UdSSR leben. Jährlich kann in jedem Revier eine von Naturschützern bestätigte Quote zum Abschuß freigegeben werden. Zugleich beugt man einer Überbevölkerung der Wälder vor; ist weiches Laubgehölz nicht ausreichend vorhanden, sind schwere Forstschäden unvermeidlich. Menschen frühgeschichtlicher Zeit hielten Elche wie Haustiere. Daran knüpfen sowjetische Zoologen an, die mit Weideherden zur Erzeugung von Fleisch und Diätmilch experimentieren.



Brett-Bezüge:

Artisten auf

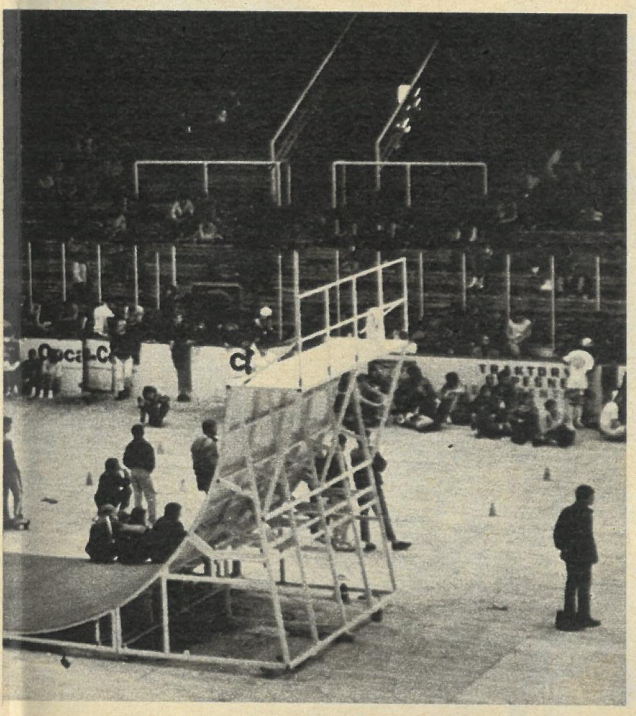
Ob nun in Leipzig, Karl-Marx-Stadt, Erfurt oder Berlin – auf den Straßen und Plätzen ist einiges ins Rollen gekommen. Unter anderem auf Brettern.

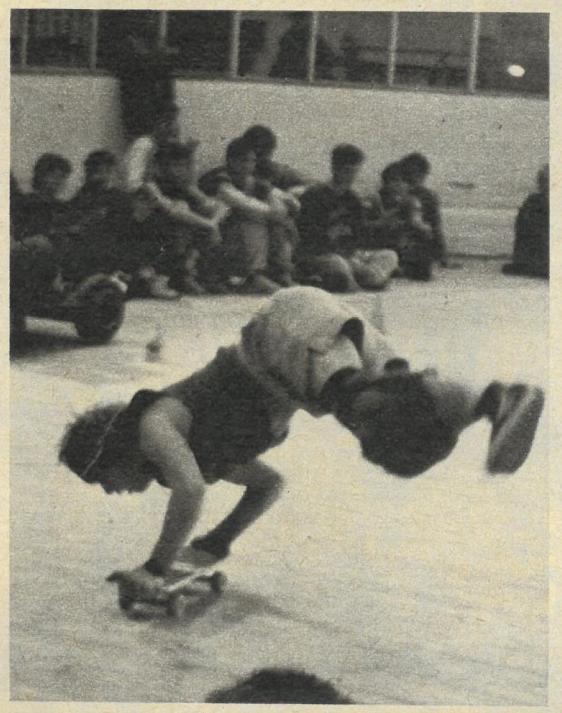
Skateboard (englisch, skate von roller skate = Rollschuh und board = Brett) ist ein Freizeitspaß, eine Sportart, für manche auch eine hohe Kunst, die gegen Ende der siebziger Jahre aus den USA nach Europa kam und für buntes Treiben nicht nur im Straßenbild, sondern dem Vernehmen nach auch in den Aufnahmestationen der Unfallkliniken sorgte. Selbst wenn einem die 60 bis 80 cm langen Rollbretter nicht gleich die Welt bedeuten, sind nämlich Ausdauer und Geschicklichkeit angezeigt. Wer auf einem Bein, auf zwei Beinen oder im Handstand dahergerollt kommen, auf abschüssiger Piste den Rausch von Tempo fünfzig und mehr genießen oder durch geschicktes „Aufschaukeln" sogar bergan fahren will, muß schon einigen Trainingsfleiß drangeben. Die auf diese Weise erreichte höhere Körperbeherrschung – immerhin steuert man das Rollbrett durch gezielte Verlagerung des Eigengewichtes –, Eleganz und ein energischer Hüftschwung können einem auch in anderen Situationen des täglichen Lebens sehr von Nutzen sein.

Insofern ist Rollbrettfahren, wenn nicht mit Stürzen, Prellungen oder Frakturen einhergehend, eine ausgesprochen gesunde Angelegenheit. Jeder Muskel ist gefordert.

Marco Sladek, Malerlehrling, Übungsleiter bei der BSG Empor HO Berlin, Teilnehmer an internationalen Wettbewerben in der ČSSR, 1987 Erster des inoffiziellen DDR-Ausscheids (Bild rechts).

Rollen





Unsere tschechoslowakischen Nachbarn haben es beizeiten erkannt und pflegen gewissermaßen den Kunstwert der Brett-Spiele. Egal ob Freistil, Slalom, Hochsprung oder Übungen an einer eigens dafür entwickelten Rampe – wer's kann beweist, daß die „verrückten Bretter" keineswegs so unberechenbar und gefährlich sind, wie Kritiker und Gegner der Fortbewegungsart des aufrechten Rollens oftmals behaupten. Unsere Fotos, aufgenommen bei nationalen und internationalen Wettbewerben in der ČSSR – das Gastland verweist bereits auf Weltmeisterehren – belegen es eindringlich.

Auch bei uns kann man mancherorts schon Zeuge atemberaubender oder zumindest beeindruckender Brettszenen werden. Im Sportartikelhandel sind die begehrten Bretter gesichtet worden, Vereine sind im Entstehen oder arbeiten bereits mit Erfolg. Wie überall sind es besonders die Jugendlichen, die Spaß an der Sache finden und auf Rollen in die vollen gehen. Willkommen an board!

Andreas Püschel

Fotos: U. Brauneis (4), P. Brunsberg, K. Meißner

Obgleich der weiße Schnee jetzt Tal und Berge decket
Und manch geschwinder Fluß in einen Harnisch fährt,
Indem er sich des Zorns der grimmen Kält erwehrt,
Von welcher jeder Baum bis in den Tod erschrecket,

Obgleich der bleiche Frost die scharfe Sens' ausstrecket
Und alle Blumen fällt, die Chloris hat begehrt,
Hat doch der Liebe Glut euch süßre Zeit beschert,
Als wohl die Sonne selbst und Hitz und Lust erwecket.

Sie hat zu Sturm und Schnee die schöne Rose bracht,
Bei der ihr Frühling habt und aller Winter lacht.
Wohl euch und mehr denn wohl! Was mögt ihr noch erdenken?

Wohl euch und mehr denn wohl! Wenn diese rauhe Zeit
So schöne Blumen gibt und solche Lust bereit',
Was wird euch nicht der Herbst für süße Früchte schenken?

Andreas Gryphius

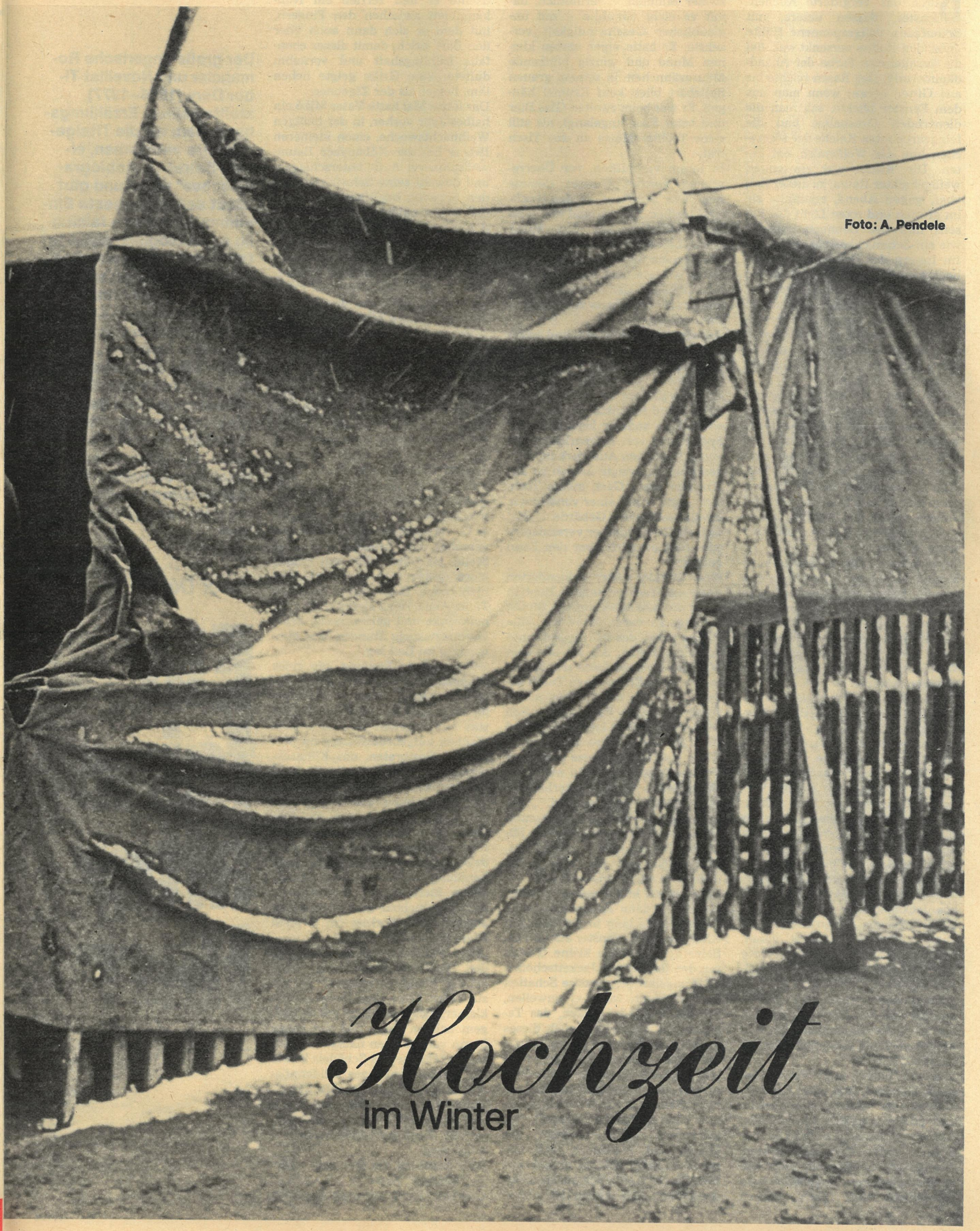


Foto: A. Pendele

Hochzeit im Winter

Der große ungarische Romancier und Novellist Tibor Déry (1894–1977) stellte seinem Erzählungsband, dem wir die Titelgeschichte entnahmen, einige Seiten „Autobiographisches“ voran und gibt damit selbst die beste Einstimmung in seine feinfühlig psychologisch angelegten Geschichten aus mehreren Jahrzehnten seines Schaffens. Als herausragende literarische Leistungen wurden bei uns vor allem seine Romane „Der unvollendete Satz“ und „Die Antwort“ bekannt, die ein umfassendes Bild der Entwicklung der ungarischen Gesellschaft zeichnen. Der Band „Ein feiner alter Herr“ erscheint demnächst in der Übersetzung von Hans Skirecki im Verlag Volk und Welt.

Tibor Déry

Ein feiner alter Herr

Durch das vergitterte Küchenfenster, dessen untere, mit Spinnfäden vollgesponnene Hälfte unter den Boden versenkt war, fiel die korallenrote Farbe der Abenddämmerung. Der Rasen reichte bis ans Gitter heran; wenn man aus dem Fenster blickte, sah man die dienernden Grashalme und die feingearbeiteten Kelche der Margeriten und der Wolfsmilch von unten. Die Küche war ein enger, weißgekalkter Raum, zu dieser Zeit aber, gegen Abend, erstrahlte sie im grünen und roten Licht des Rasens und des Sonnenuntergangs wie ein Schmuckkästchen.

Im Innern des Schmuckkästchens hockte ein kleines Bauernmädchen mit einem roten Schultertuch vor dem Herd und pustete mit vollen Backen in das Feuer. Es war still, nur die trockenen Zweige knisterten, von fern hörte man ab und an die Elektrische an der Zugligeter Endstation klingeln.

„Mein Mann ist ein herzensguter Mensch“, sagte Tante Anna, die in der Ecke saß und das Feuer beobachtete. „Allein, mein Kind, daß seit drei Jahren Kaffee und Brot sein Abendessen ist, Tag für Tag. Alte Leute sollten Kaffee trinken zum Abend, hab ich ihm vor drei Jahren gesagt, im Frühling, als er sich wieder den Magen verdorben hatte. Seither…“

Im munteren Licht des flackernden Feuers leuchteten die Augen des kleinen Bauernmädchens auf, vom Rauch trat ihr ein schimmernder Tränentropfen auf die Wimpern. Die Flammen warfen verzauberte gelbe Wellen an die getünchte Wand, die die Küche geradezu anzuheben schienen.

Tante Anna selbst trug den Kaffee in das Gärtnerhaus, in die kleine, muffige, nach Erde riechende Stube, die sie seit Anfang Mai mit ihrem Mann bewohnte. Nach dem Abendessen stand Vater Mikó auf und unternahm einen kleinen Verdauungsspaziergang. Der Abendwind, der vorhin die Margeriten vor dem spinnfädenüberzogenen Küchenfenster gewiegt und Mariska den Rauch in die strahlenden schwarzen Augen getrieben hatte, klammerte sich jetzt an Vater Mikós Jackettschöße und schob den kleinwüchsigen, feinen alten Herrn unter heftigem Flattern voran. Nach zehnminütigem Flug kehrte Vater Mikó im Wirtshaus Zum grünen Jäger ein.

„Wie immer?“ fragte der Kellner und wischte den Tisch ab, auf den der große Kastanienbaum hin und wieder noch ein moderiges Herbstblatt fallen ließ.

„Ja, mein Sohn“, sagte Vater Mikó sanft lächelnd, zog das Taschentuch aus der hinteren Hosentasche und putzte sorgfältig seine Brille. Auf einer Zinnplatte brachte der Kellner einen Zwiebelrostbraten, den der grauhaarige alte Herr voller Behagen einen Augenblick lang betrachtete und dann binnen zweier Minuten – vermutlich, damit er nicht abkühlte – mit unglaublicher Geschwindigkeit verzehrte. Er hatte einen zarten kleinen Mund und winzig blinkende Mäusezähnchen, in seinem grauen Spitzbart blieb kein Krümel hängen. Er war beim zweiten Glas Bier und beim Käse angelangt, als still seine Tochter Márta an den Tisch trat.

In ihrem verblüfften, vor Überraschung starren Gesicht deutete sich unter der Haut, an den leuchtend weißen Zähnen und den winzigen Fältchen um den Mund schon, bereit aufzuzucken, ein kleines Lächeln an, das aber in dieser ersten Minute noch nicht die dikken Schleier der Verwunderung und des Erschreckens zu durchbrechen vermochte.

Der alte Herr erhob sich und küßte seiner Tochter würdevoll die Hand. Die junge Frau rang immer noch nach Atem, als der Kellner schon ein Weinglas vor sie stellte; mit der einen Hand schenkte der alte Herr ein, mit der anderen legte er ihr die Speisekarte vor. Aufmerksam, mit einem zärtlichen Ausdruck im faltigen Gesicht, beugte er sich zu ihr. „Du bist mein Gast, meine Tochter!“ sagte er mit einer vornehmen, kavaliermäßigen Gebärde. „Hat dich ein Zufall hierher verschlagen, oder hast du mich über den Zaun gesehen?“

Eine Stunde später schlenderten Vater und Tochter singend Hand in Hand die mondbeschienene Straße entlang, an deren Ende die Villa P. Sz. s stand, des Schwiegersohnes des alten Herrn. Als sie aus dem Wirtshaus traten, hatte der Zigeuner zu ihren Ehren einen Tusch gegeigt. „Bist du nicht müde, meine Tochter?“ fragte Vater Mikó. „Soll ich nicht ein Taxi kommen lassen? Heut abend bist du so märchenhaft schön, daß ich die ganze Nacht vor deinem Fenster wandeln werde!“

„Mein Mann wird dich verhauen!“ sagte Márta laut lachend. „Geh nach Hause, Vater, sonst bekommt Mama vor Kummer wieder ihre Migräne. Und ich muß jetzt ins Haus, ich wollte nur für eine halbe Stunde zu euch kommen.“

Vater Mikó küßte seiner Tochter die Hand, dann spazierte er eine Viertelstunde lang in der laubigen Allee vor ihrem Fenster auf und ab. Seine zerbrechliche kleine Gestalt mit den flatternden Jackettschößen warf vogelartige, graziöse Schatten im Mondlicht; wenn er zuweilen, um die Brille zu putzen, das Taschentuch zückte und auch dieses im Wind zu flattern begann, wurde die ganze Erscheinung so leicht und flatterig, als wollte sie unvermittelt auf ein Dach hinauf fliegen. Eine Akazie hüllte Vater Mikó in eine süße nächtliche Duftwolke; er schwankte schon langsam vor Glück, und verstohlen, daß niemand es sähe, wischte er sich mit dem Finger eine Träne aus dem Augenwinkel. Das Leben ist schön! dachte er und zerrieb ein Nußbaumblatt zwischen den Fingern, mit dem er sich dann auch über den Bart strich, damit dieser ebenfalls frühlingshaft und vornehm duftete. Eine Grille geigte neben ihm, besser als der Zigeuner.

Das letzte Mal hatte Vater Mikó ein halbes Jahr vorher, in der heiligen Weihnachtswoche, einen kleineren Betrag bei der Kőbányaer Baumwollspinnerei A. G. unterschlagen, und obwohl seine Schwiegersöhne den Schaden beglichen, mußte er die Firma natürlich verlassen. In den zurückliegenden zehn Jahren – seit er sein Vermögen verlor und einer Arbeit nachgehen mußte – hatten bereits mehrere Ordnungswidrigkeiten solcher oder verwandter Art den höflichen und liebenswürdigen Gang seines Lebens gestört; in jedem Fall retteten die Schwiegersöhne ihren Schwiegervater, und sie empörten sich weniger über die wiederholten Verfehlungen, als vielmehr darüber, daß der alte Herr mit weltmännischer Strenge unbeirrt darauf bestand, sein Brot selbst zu verdienen – was ihm aber bei der Arbeit an fremdem Geld unter die Finger kam, unterschlug er mit gleicher Konsequenz. Nach dem Malheur in der Kőbányaer Baumwollspinnerei A. G. verschafften ihm die Schwiegersöhne erst wieder eine neue Stelle, als Vater Mikó mit Selbstmord drohte und zwei Tage lang nicht nach Hause kam, während Tante Anna, seine nierenkranke, leberkranke und gallenkranke Frau, vierundzwanzig Stunden lang ohnmächtig im Bett lag.

Seine nächste Stellung, die eines Buchhalters bei einer Papiergroßhandlung in der Sasstraße, trat Vater Mikó Anfang April an. Sein erstes Monatsgehalt war nach zwei Wochen aufgebraucht, die im Mai fälligen Rostbraten, das Kölnischwasser, mit dem er seinen Bart besprühte, und die eleganten Frühjahrshandschuhe aus Schweinsleder finanzierte er bereits mit dem Geld, das er sich in den ersten Maitagen mit einer segensreichen Handelstransaktion in der Papiergroßhandlung verschafft hatte. Einzelheiten hierüber waren gerade an dem Tag ruchbar geworden, als er abends seine Tochter im Grünen Jäger bewirtete.

„Herr Mikó, Sie haben vergessen, die Papierumsatzquittung über achtzig Pengő vorzulegen!“ sprach zu Vater Mikó der Direktor, ein kleiner, dicklicher Herr mit so rosigem kahlem Kopf, daß der ganze Mann vor Strahlen nackt erschien. In der Mitte seines Schädels klebte ein rundes schwarzes Seidenpflaster, nicht größer als eine Fliege. Vater Mikó hielt es für eine Fliege und fühlte sich mehrmals versucht, sie vom Kopf des Direktors zu verscheuchen.

„Wie hätte ich die Quittung vorlegen können“, sagte er mit sanftem Lächeln, „wenn ich doch das Geld

Illustration: Regine Röder

nicht eingezahlt habe! Wo nicht gezahlt wird, gibt es keine Quittung."

„Und warum wurde nicht gezahlt?" fragte der Direktor, und sein rosiger Schädel färbte sich dunkelrot von dem aufsteigenden Blut.

Höflich und mit kaum spürbarer Verachtung zuckte Vater Mikó die Schultern. „Ich habe mir den kleinen Betrag geliehen", entgegnete er sanft. „Ich hatte gerade kein Kleingeld bei mir."

Es wurde still, einige Augenblicke lang war nur das Schnaufen des Direktors zu hören. Vater Mikós kurzsichtige Augen waren auf die Fliege gerichtet, die noch immer nicht den Schädel des Direktors verlassen wollte.

„Wie ist dieses Geld in Ihre Hände gekommen?"

„Ganz einfach", antwortete Vater Mikó. „Hat János es noch nicht erzählt?" Er warf einen blinzelnden, gütigen Blick auf den Bürodiener, der an der anderen Ecke des Schreibtischs stand und verlegen seine Mütze in den Händen drehte, dick perlte ihm der Schweiß von der Stirn. „Nur Mut, János!" sagte Vater Mikó aufmunternd. „Was schämen Sie sich, Sie haben doch keinen Fehler gemacht, nicht wahr?"

János ächzte auf und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. „Das ist ein sehr vernünftiger und ordentlicher Mensch!" sagte Vater Mikó zum Direktor und schob unwillkürlich die rechte Hand ein Stückchen vor, um endgültig die aufdringliche Fliege vom Kopf des Vorgesetzten zu vertreiben. „Ich hörte, daß János von der Kasse zur Absatzstelle geschickt wurde, und da im selben Haus, Honvédstraße zwölf, mein Schwiegersohn wohnt, der pensionierte Forstrat István Bohunitzky, den ich sowieso besuchen wollte, habe ich zu János gesagt, er solle ruhig Mittag essen gehen, ich würde es abgeben."

„Verdammter Ochse", sagte der Direktor zum Bürodiener, „wie können Sie Geld aus der Hand geben, das man Ihnen anvertraut hat?"

Vater Mikós sanftes, kindlich leuchtendes Gesicht verdüsterte sich. Er nahm den Zwicker von der Nase und hob ihn hoch in die Luft. „Ich verbitte mir, daß Sie diesen Mann ein Rindvieh nennen", rief er gereizt, und sein grauer Bart erbebte.

Den Vormittag des nächsten Tages verbrachte Vater Mikó im Museumsgarten; er hatte es nicht übers Herz gebracht, der kranken Tante Anna über sein neuestes Malheur zu berichten. Auf einer Parkbank erblickte er János, der aufstand, als er ihn nahen sah, die Hacken zusammenschlug und ehrerbietig den Hut abnahm. Vater Mikó bemerkte überrascht, daß der junge Mann einen Hut trug statt der Bürodienermütze.

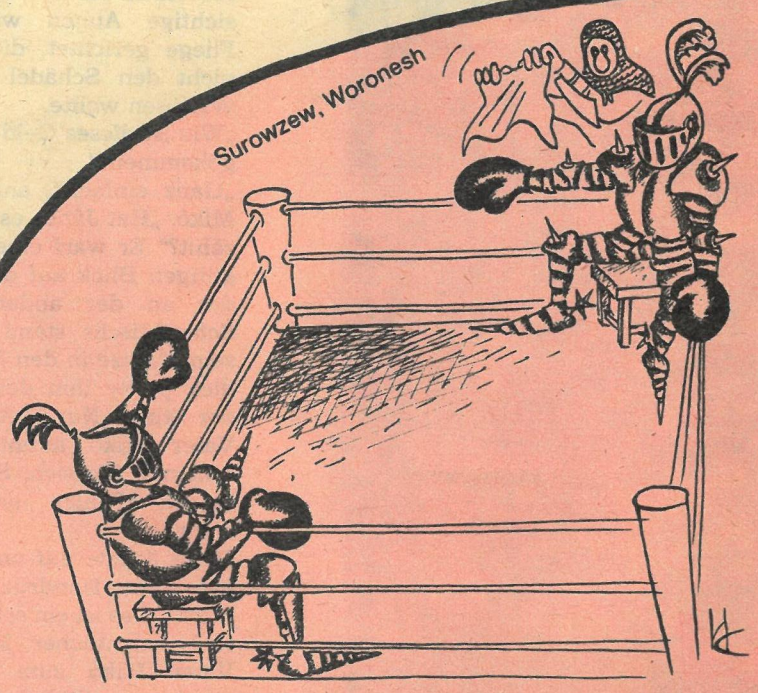
Fortsetzung auf Seite 41

Sieg: Medaillen haben immer zwei Seiten. Oft aber auch nur eine, und dann ausgerechnet die andere.

Josef Jeníček/ČSSR

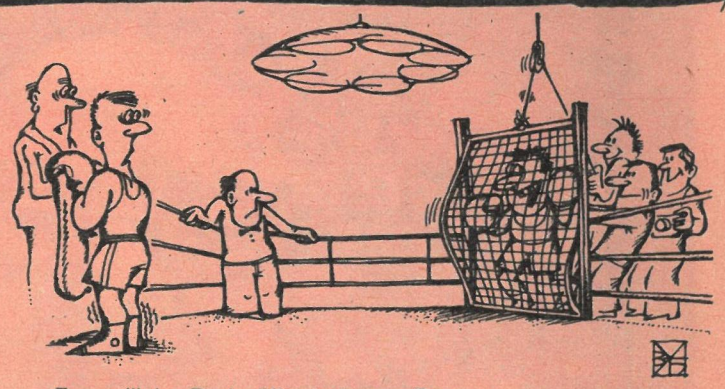
Tiefschlag

„Ich habe mir eine Tasche gekauft, eine billige", sagte meine Frau beiläufig. „Es gab nämlich noch eine ähnliche, aber 200 Kronen teurer." Ich hatte also zu verstehen: Du hast allen Grund zur Freude, deine Frau hat ein hübsches Sümmchen gespart. Damit entfernte sie sich ins Schlafzimmer. Als ich etliche Stunden später nach ihr sah, stand sie versunken vor dem Spiegel, die Tasche über die Schulter gehängt. Auf dem Fußboden türmte sich ein Berg Kleider, Röcke, Blusen, Jacken. Ich hatte keinen Schimmer gehabt, daß unsere Wohnung einen solchen Fundus weiblicher Bekleidung beherbergte, ausreichend, die Statisten eines mehrteiligen Fernsehfilms auszustatten. „Das Problem ist", sagte meine Frau verstimmt, „ich habe zu diesem Täschchen absolut nichts Passendes anzuziehen. Ich brauche unbedingt etwas Grün-Weiß-Gestreiftes, passend zum Täschchen. Du wirst ja sicher nicht wollen, daß ich die Tasche, die ja immerhin ein Stück Geld gekostet hat, nicht trage!"
Das wollte ich nun tatsächlich nicht.
Am Tag darauf kam meine Frau später als gewöhnlich nach Hause, behängt mit Paketen und Einkaufstüten. Müde nickte sie mir zu und verschwand ins Schlafzimmer. Lange blieb es verdächtig still. Auf meine schüchterne Nachfrage zwitscherte sie: „Gleich bin ich soweit. Wetten, es wird dir den Atem verschlagen?" Und damit sollte sie nicht unrecht ha-



Surowzew, Woronesh

Wer leicht in Harnisch gerät, entblößt sich.

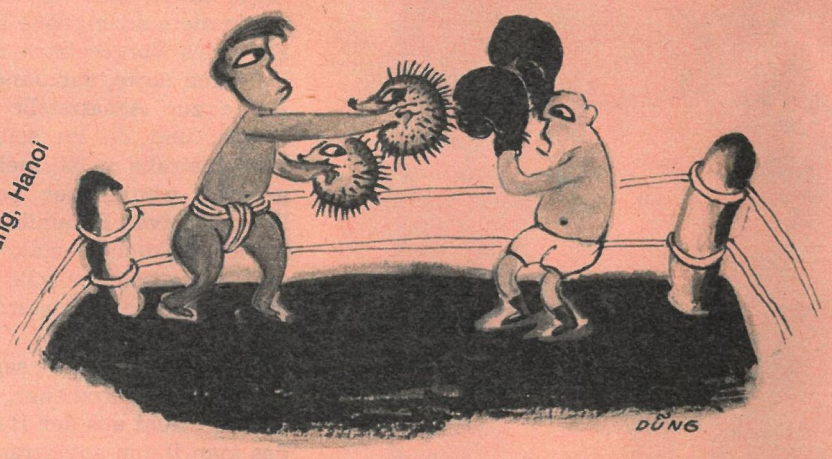


Uborewitsch-Borowski, Moskau

Freundliche Rede öffnet eiserne Tore.

Helbig

Die Gretchenfrage ist auch ein Faustproblem.

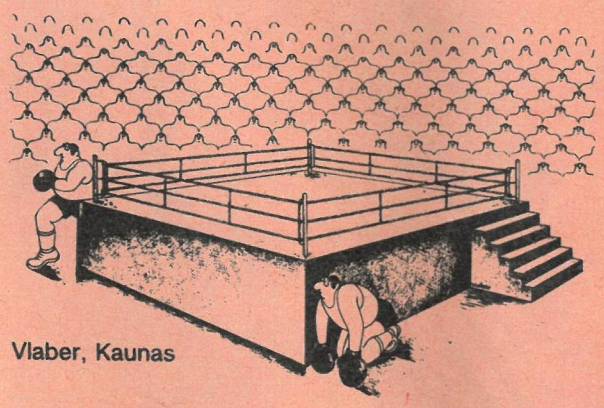


Ly Truc Dung, Hanoi

Ein feiner Verstand ist besser als eine grobe Faust.

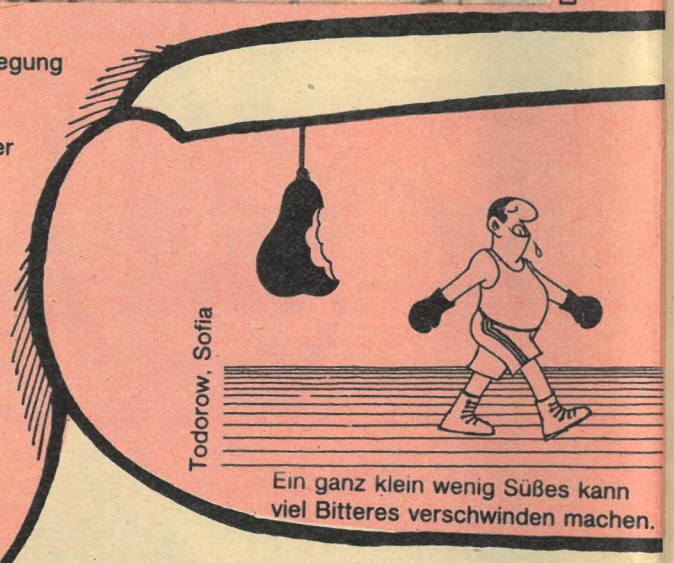
In steter Bewegung
ernährt sich
die Kraft.
Gottfried Keller

Sich legen bedeutet sich ergeben. Das ist wie beim Faustkampf.
Maxim Gorki



Vlaber, Kaunas

Sind keine Vorteile abzusehen, soll man den Kampf unterlassen.



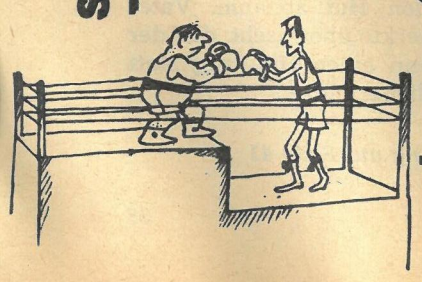
Todorow, Sofia

Ein ganz klein wenig Süßes kann viel Bitteres verschwinden machen.

Jean Paul: Der Furchtsame erschrickt vor der Gefahr, der Feige in ihr, der Mutige nach ihr.

★

Peter Tille: Bei einem Boxkampf zeigen weniger die Boxer als die Zuschauer ihre Natur.

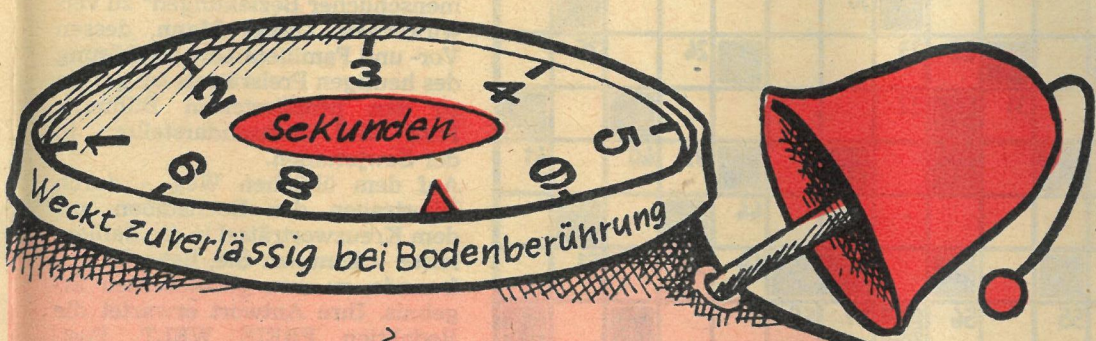


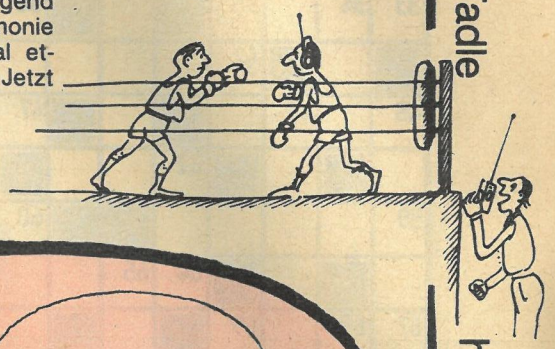
Kopftreffer: Man kann keinen Verstand in den Kopf hineinschlagen.

ben. Was alles mußte ich erblicken: ein neues Kleid, Stiefelchen, Jacke, Hut, Handschuhe. Und über ihren Schulter hing jenes hübsche billige Täschchen.

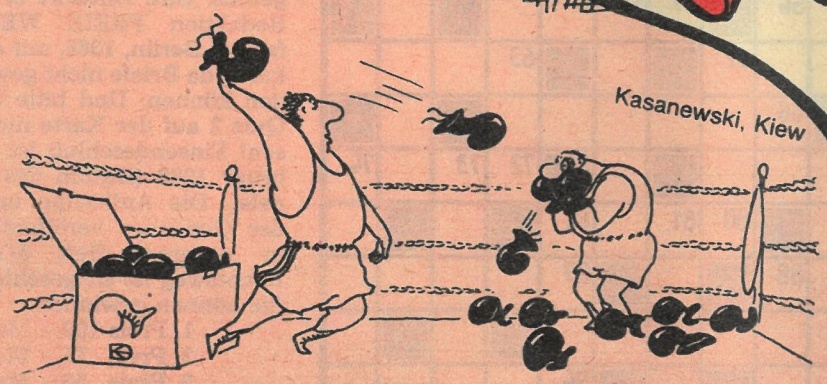
„Na? Was sagst du nun? Paßt das nicht alles herrlich zusammen?" Ja, zugegeben, es war eine unvergleichliche Harmonie. „Nun stell dich neben mich, mal sehen, wie wir beide wirken."

Gehorsam, wenn auch leicht verstimmt, kam ich ihrer Forderung nach. Sie warf einen Blick nach dem anderen in den Spiegel. „Ich weiß nicht", sagte sie völlig ratlos, „irgend etwas stört diese Harmonie plötzlich. Geh doch mal etwas zur Seite. Ja, ja! Jetzt weiß ich, woran es liegt. Du bist es. Du paßt ja überhaupt nicht zu meinem neuen Täschchen!"



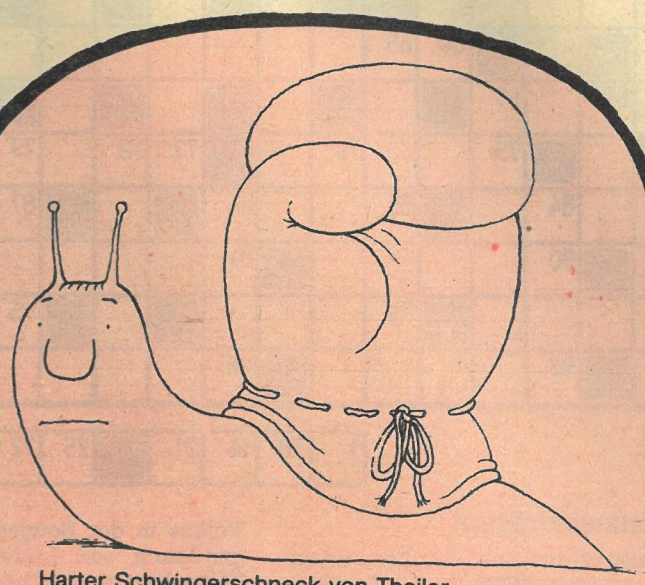


Ringrichter: Tadle heimlich, lobe öffentlich.



Kasanewski, Kiew

Zerstreutes Wesen führt nicht zum Ziel.



Harter Schwingerschneck von Theiler

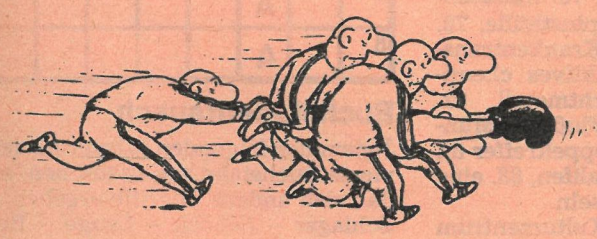
Steger

Dmitriiew, Moskau

Wer nach Händeln ausgeht, kommt mit Beulen zurück.

Steger

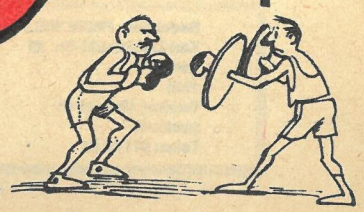
Mit den ersten blauen Veilchen klopfen heut an Ihre Tür – die Frühlingsahner
Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).



Kosobukin, Kiew

Je tapfrer beide,
um so viel schwerer ist der Kampf.

Schwinger: Nur der Träge sagt, mir fehlt die Kraft.



Man muß die Suppe erst kosten, ehe man sie lobt.

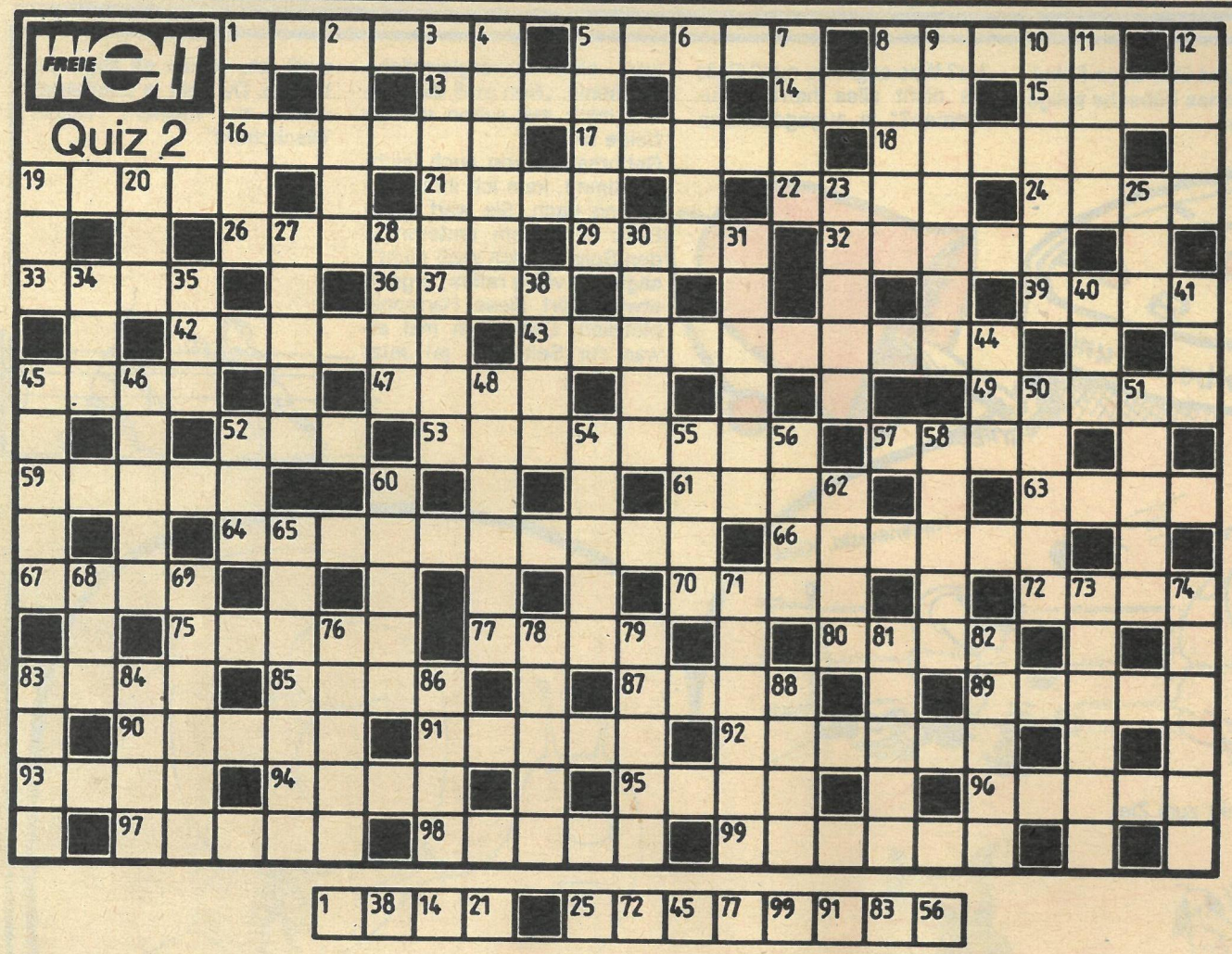
Mißerfolg: Eine Gelegenheit verpassen.
Erfolg: Eine Gelegenheit abpassen.

Kleinholz

Wer seinem Kind ein Spielzeug schenkt,
weiß vorher, was passiert:
Das Spielzeug ist, bevor man's denkt,
zerlegt und ruiniert.
Der Knabe baut und boxt und schlägt
begeistert darauf ein.
Und wenn's auch sehr viel Mühe macht:
Am Ende, am Ende,
am Ende kriegt er's klein.

Erich Kästner

Hosen-Malheur: Besser einen Teil verlieren als das Ganze.



1	38	14	21	■	25	72	45	77	99	91	83	56

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. sowjetischer Filmregisseur (geb. 1921), u. a. „Soldaten der Freiheit", 5. Bilderrätsel, 8. Ergebnis der Addition, 13. Strom in Ostsibirien, 14. System der elektronischen Rechentechnik der RGW-Länder, 15. Aufschlag, Aufgeld, 16. Stand im Mittelalter, 17. Greifvogel, 18. Verbindungsstück im Winkel von 45 Grad, 19. bergmännische Tätigkeit zur Ausbeutung von Lagerstätten, 21. Erdgeist (Sage), 22. Volk in Westeuropa, 24. Vorname des Schriftstellers Ehrenburg, 26. Bezirk der DDR, 29. Ritter der Artus-Tafelrunde, 32. chemisches Element, Edelgas, 33. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 36. Schriftgrad, 39. Frauenname, 42. Nebenfluß des Don, 43. sowjetischer Filmregisseur (gest. 1948), u. a. „Panzerkreuzer Potemkin", 45. Tier- und Pflanzenprodukt, 47. Männername (Kosef.), 49. organische chemische Verbindung, 52. Starenvogel Südasiens, 53. sowjetischer Schauspieler (gest. 1982), der lange bei Mosfilm gearbeitet hat, 57. Frühwerk von Bertolt Brecht, 59. rettende Tat, 61. Nebenfluß der Kura, 63. norwegischer Mathematiker (gest. 1829), 64. sowjetischer Filmregisseur (geb. 1906), u. a. „Der stille Don", 66. sowjetischer Schauspieler (geb. 1925), der seit langem am Großen Dramatischen Theater in Leningrad wirkt, 67. Göttin der Zwietracht (griech. Mythol.), 70. Schulsaal, 72. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 75. Jugendbuch von Ludwig Renn, 77. Weberkamm, 80. höckerloses Kamel. 83. Kalifenname, 85. Wüste im Osten Zentralasiens, 87. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 89. russischer Architekt und Städtebauer (gest. 1849), 90. meerkatzenartiger Affe, 91. sowjetischer Filmregisseur (geb. 1933), u. a. „Tanja sucht Freunde", 92. weiter Herrenmantel, 93. das Verbotene bei Naturvölkern, 94. südamerikanisches Wurf- und Fanggerät, 95. banktechnischer Begriff, 96. Korbblütler, 97. Speise, Nahrung, 98. Größenart der Mechanik, 99. sinnliche Liebe.

Senkrecht: 1. Verwaltungseinheit in der Sowjetunion, 2. Wundausfluß, 3. russischer Männername, 4. Schriftstellerin (geb. 1907), u. a. „Sonjas Rapport", 5. Fallklotz, 6. Sammelraum für Leck- und Schwitzwasser (seem.), 7. Astrolog Wallensteins, 8. deutscher Chemiker (gest. 1893), Erfinder des Pyrometerkegels, 9. Stadt in Sibirien, Erdgaszentrum, 10. Bezeichnung für die Seestreitkräfte und Handelsflotte eines Landes, 11. Schriftsteller (geb. 1919), erfolgreicher Fernsehfilmautor, 12. Halbinsel im Norden der Sowjetunion, 19. Vorfahr, 20. Kassenzettel, 23. Abstellvorrichtung, 25. sowjetische Flugzeugtypenbezeichnung, 27. Schauspieler am Deutschen Theater (geb. 1933), 28. Hauptstadt von Westsamoa, 30. biologischer Ordnungsbegriff, 31. Fachmann, Spezialist, 34. englische Biersorte, 35. Literaturgestalt bei Selbmann, 37. Gestalt aus „Der Drache", 38. seelischer Schmerz, 40. Senkblei, 41. Bergstock in der Schweiz, 44. Fluß in Mittelnorwegen, 45. Flagge, 46. vergoldete Kupfer-Zink-Legierung, 48. Fluß im europäischen Teil der Sowjetunion, 50. Angehöriger einer indoeuropäischen Völkergruppe, 51. DDR-Schauspielerin, 52. ehemaliger türkischer Titel, 54. vordere Bühnenkante, 55. kleinste der Großen Sundainseln, 56. Erdaufschüttung, Damm, 58. Gold, 60. steinreicher Mann, 62. Veranstaltungsraum, 65. Antrag, Bürgerbeschwerde, 68. Branntwein aus Zuckerrohr, 69. österreichischer Operettenkomponist (gest. 1954), u. a. „Ein Walzertraum", 71. Angehöriger eines Turkvolkes in Mittelasien, 73. Stadt nördlich von Wladimir (am Nerl), 74. Hauptstadt der Kalmykischen ASSR, 76. Insekteneier enthaltende Gespinsthülle, 78. kleines Raubtier, 79. Krankentransportgerät, 81. radioaktives chemisches Element, Nichtmetall, 82. Reisbranntwein, 83. Fluß zur Mündung der Elbe, 84. Doppeltreffer im Lotto, 86. Titel von Kalifen, 88. eine der Kleinen Sundainseln.

Moskau wird als Kulturzentrum wesentlich von seinen zahlreichen Theatern bestimmt, die das Erbe der klassischen russischen Bühnenkunst pflegen und das neue sowjetische Schauspiel entwickeln. Zu ihnen gehört auch das Künstlertheater „Maxim Gorki", dessen Leiter und Chefregisseur ein Schauspieler ist, der in der Arbeit versucht, seine Vorstellung vom Theater als „gesellschaftlicher Katalysator menschlicher Beziehungen" zu verwirklichen. Dieser Mann, dessen Vor- und Familienname die Lösung des heutigen Preisrätsels ist, gehört zu den profiliertesten Bühnen-, Film- und Fernsehdarstellern in der Sowjetunion.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 2 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 3. Februar 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 5/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Füllrätsel

1. erschütterndes Ereignis, 2. Gebirgsplateau in Tansania, 3. Wirklichkeit, Tatsache, 4. Rätselform, 5. Bewohner einer Hafenstadt an der Westküste Unteritaliens, 6. Hauptstadt von Indonesien (frühere Schreibung), 7. geringe Lichtdurchlässigkeit (Fachspr.), 8. sportliche Ausbildung durch regelmäßiges Üben.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben – von oben nach unten gelesen – den Titel einer Oper von Puccini.

1		A					
2		A					
3		A					
4		A					
5		A					
6		A					
7		A					
8		A					

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der vierte Buchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Schlager – Schock – Lauge – Belag – Beete

Die neu eingesetzten Buchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben den Namen eines großen deutschen Komponisten (1786–1826).

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

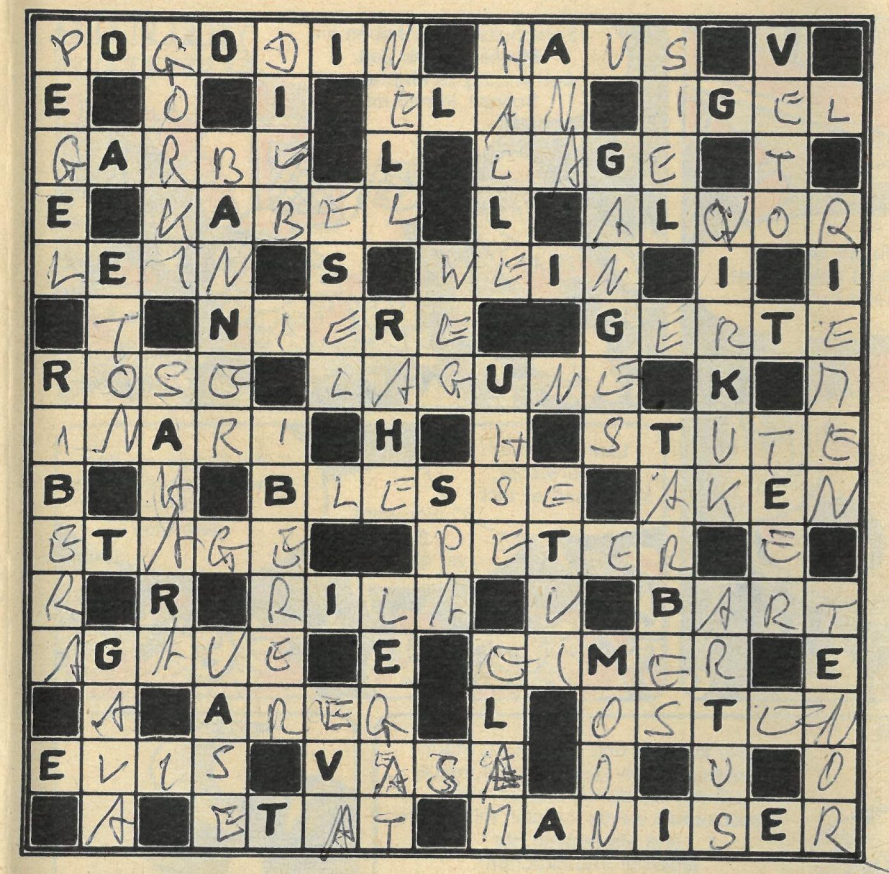
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schabilneid
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

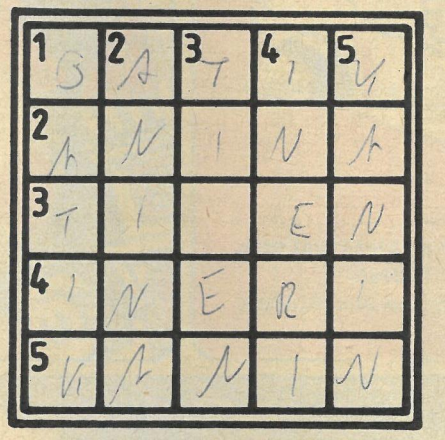
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. tropisch-subtropische Pflanze, 2. Stadt an der Elbe, 3. Stern im Sternbild Großer Wagen, 4. Zitatensammlung, 5. aus Sanddünen bestehende Wüste, 6. sagenhafter Keltenkönig (Tafelrunde), 7. Flagge, Fahne, 8. Gesichtshaar, 9. Tier mit weißem Stirnfleck, 10. unredlicher Mensch, 11. Haushaltsgefäß, 12. altorientalischer Staat, 13. Schwung, 14. Küstenlandschaft in Griechenland, 15. Tragtier, 16. Stockwerk, 17. Haushaltsplan, 18. Schulstadt in England, 19. kleines Behältnis, 20. Frauenname, 21. Vermächtnis, 22. Festkleidung, 23. Strom im Norden Vorderindiens, 24. Feuerstoß, 25. Rute, 26. bedeutender russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1936), 27. DDR-Bezirk, 28. Gebäude, 29. erste Einwohner der Pyrenäenhalbinsel, 30. Stacheltier, 31. See in Finnland, 32. elektrische Mehrfachleitung, 33. Stadt im Nordosten Iraks, 34. Situation, 35. durch einen Strandwall von offener See abgeschnittener Meeresteil, 36. Ölpflanze, 37. sowjetischer Bildhauer (gest. 1966), 38. engl.: Mond, 39. Autor des Romans „Der Junge aus dem Hinterhaus", 40. inneres Organ, 41. Himmelsrichtung, 42. Wasserstandsmesser, 43. Gestalt aus „Zar und Zimmermann", 44. russisch-sowjetischer Dramatiker (gest. 1962), u. a. „Der Mann mit dem Gewehr", 45. Querstange für ein spezielles Segel, 46. spanischer Maler (gest. 1652), 47. Ledergurt, 48. Gebirge in Bulgarien, 49. Blume, 50. Wüste in Afrika, 51. kleine Deichschleuse, 52. Badeort in Belgien, 53. weibliches Pferd, 54. Stadt im Südwesten Frankreichs, 55. Destillationsprodukt der Kohle, 56. Stimmlage, 57. Autor des Romans „Leutnant Bertram", 58. finnische Dichterin (gest. 1944), u. a. „Der Nestbaum brennt", 59. Blumengefäß, 60. Einspruchsrecht, 61. Fußpfad, 62. alkoholhaltiges Getränk.

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:

1. Stoffeinfärbeart, 2. Stadt in Rumänien (Banat), 3. Angehöriger eines vorolympischen Göttergeschlechts (griech. Mythol.), 4. inselreicher See in Finnland, 5. Kaninchenfell.

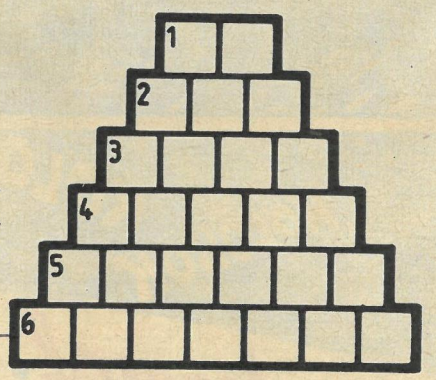


Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen:

Tick – Mister – Été – Aster – Patte – Saat – Tube – Sein

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – bezeichnen das Ergebnis einer Rechnung.



Rätselpyramide

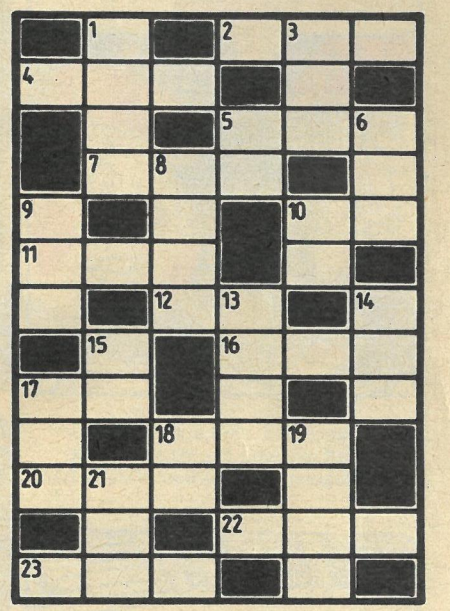
Von Zeile zu Zeile ist jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln das neue Wort zu bilden.

1. Einheit der Fläche, 2. alter äthiopischer Titel, 3. Wickelgewand der indischen Frau, 4. Stadt an der Elbe, 5. Zahnkrankheit, 6. leinenes Sonnendach.

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 2. feiner Unterschied oder Übergang, Abstufung, 4. Landschaft in Südnorwegen, 5. Trachtenrock der russischen Bäuerin, 7. Balsam verschiedener Nadelhölzer, 10. günstigster Zustand des Kulturbodens, 11. Oper von Richard Strauss, 12. festgelegter Zeitpunkt, 16. bequeme Morgenkleidung, 17. Gattung der Schlauchpilze, 18. tropische Kulturpflanze, Süßkartoffel, 20. Laubbaum, 22. alte Maßeinheit für die Wärmemenge, 23. bis zum Bräunen erhitzter Zucker.

Senkrecht: 1. Gerät zum Entfernungsmessen, 3. wasserreichster Nebenfluß des Jenissej, 5. atlasartiger, glänzender Stoff, 6. Blasinstrument, Trompetensignal, 8. antiker fünffüßiger Vers, 9. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 10. Bezahlung von darstellenden Künstlern, 13. Bundesstaat der USA, 14. in der Wasserwirtschaft das Wasseraufkommen, 15. Platte aus Keramik mit glasierter Vorderseite, 17. Wettererscheinung beim Sonnenaufgang, 18. weibliches Wildschwein, 19. aus vier selbständigen Teilen bestehendes Literatur- oder Musikwerk, 21. Stadt in der Usbekischen SSR.



Auflösungen aus Heft 1/1988

Kreuzgitter, Waagerecht: Protest (51), Nenner (8), Reede (63), Lama (46), Aasen (36), Reigen (67), Suk (79), Neon (22), Mali (2), Eselei (41), Take (57), Nele (12), Kren (55), Nest (28), Manila (83), Note (59), Unke (6), Akkad (85), Schere (53), Dress (72), Gast (17), Linse (34), Ernte (61), Imre (44), Flora (26), Bohlen (65), Salep (3), Hain (77), Fett (69), Najade (18), Klei (75), Elen (31), Iren (64), Name (40), Klette (82), Sieb (9), Area (37), non (80), Tamara (23), Ulema (73), Idun (62), Turin (49), Idylle (71), Andreas (13).
Senkrecht: Pansen (20), Orakel (33), Erste (10), See (38), Tenne (15), Nero (4), Nei (81), Element (50), Rana (43), Sari (78), Ente (30), Eiklar (70), Los (24), Semester (74), Lanthan (86), Anna (27), Einfall (42), Rakel (14), Eede (60), TASS (48), Odds (54), Reinheit (1), Sardine (84), Nullage (19), Rast (35), Ebene (58), Fink (21), Orfe (45), Opanke (29), Atem (11), Einband (76), Lei (52), Lear (7), Renate (32), Nonius (68), Laura (47), Trend (16), Seim (39), Etui (66), Rate (25), All (5), Lin (56).

Vom Kern zum Wort: 1. Kalevala, 2. Aberdeen, 3. Balakowo, 4. Alembert, 5. Labrador, 6. Eisenach, 7. Wegerich, 8. Sachalin, 9. Kanadier, 10. Inkarnat – Kabalewski.

Einer fehlt: E(n)kel – L(o)ire – T(r)ip – O(d)ra – T(h)ema – R(a)abe – T(u)ran – A(s)ton – L(e)iter – K(n)ute – Nordhausen.
Geschütteltes: Korkenzieher

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 24)

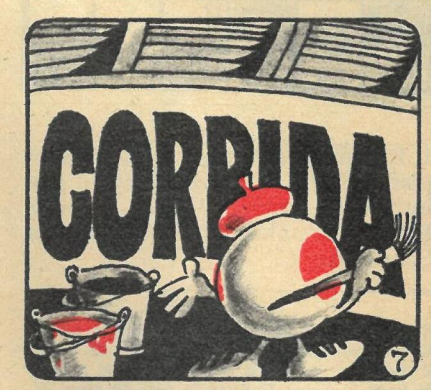
Waagerecht: 1. Tallinn, 5. Dubinin, 9. Eva, 11. Odra, 13. Gerte, 14. Werst, 16. Kar, 18. Otto, 19. Taiga, 20. Elain, 22. Eber, 24. None, 27. Garbo, 29. Fiber, 31. Diele, 32. Aar, 34. Siel, 36. Rossi, 37. Mast, 39. Blau, 41. Tang, 43. Tael, 45. Teer, 46. Iren, 48. Kai, 49. Eule, 50. Eis, 51. Kran, 53. Obst, 55. Reif, 57. Kelt, 59. Lehm, 61. Etat, 63. Farad, 65. Lear, 67. Ute, 68. Raabe, 69. Sella, 70. Inber, 72. Reep, 74. Darm, 77. Kanon, 80. Inari, 82. Eibe, 84. Lek, 85. Arasi, 86. Antoš, 87. Ehre, 88. Elemi, 89. Ole, 90. Olescha, 91. Euterpe.
Senkrecht: 1. Taganrog, 2. Laren, 3. Idee, 4. Newa, 5. Dorn, 6. Bete, 7. Nike, 8. Nor, 9. Ero, 10. Vater, 12. Borodino, 15. Einem, 17. Aras, 19. Taft, 21. Liebe, 23. Egel, 25. Edition, 26. Raster, 28. Alai, 30. Ern, 33. Ate, 35. Ibis, 38. Treffer, 40. Ural, 42. Aral, 44. Letter, 47. Ukrainer, 48. Koma, 52. Nele, 54. Set, 56. Erato, 57. Kaspisee, 58. Ede, 60. Herz, 62. Trias, 64. Kalinin, 66. Rade, 71. Bebel, 73. Ester, 75. Akte, 76. Marc, 77. Kama, 78. Nife, 79. Naht, 81. Aken, 83. Ehe, 84. Leo.
Lösung: Tiefland von Turan

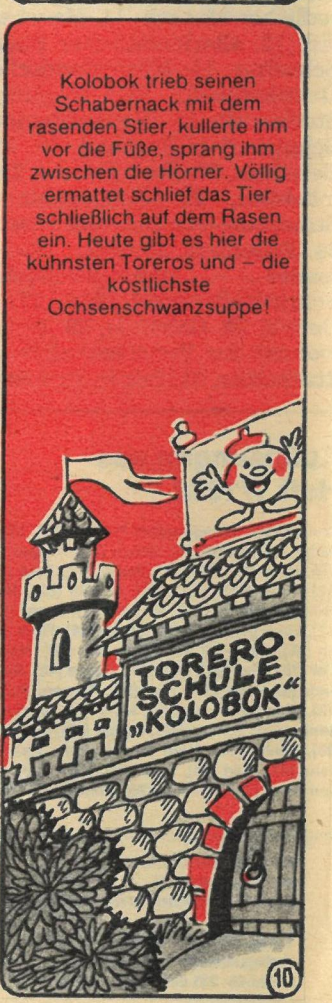
Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Hans-Joachim Finke, Leipzig, 7060
2. Preis:
75,– M Ingelore Lutzke, Neubrandenburg, 2000
3. Preis:
50,– M Charlotte Rößner, Dresden, 8019
4.–8. Preis:
je 25,– M Charlotte Jäger, Naumburg/S., 4800; Konrad Weber, Weimar, 5300; Bernd Rödel, Zeulenroda, 6570; Adrienne Bartsch, Hohndorf, 9158; Siegfried Pohlan, Bautzen, 8600.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich
(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Kolobok bei den Sternbildern 5

Kolobok lud alle Leute zu diesem Duell ein, und nachts richtete er das Stadion als Stierkampfarena her.





Fortsetzung von Seite 35

Ein feiner alter Herr

„Mir hat man auch gekündigt, gnädiger Herr", sagte er verschämt, als Vater Mikó ihn befragte. „Eine neue Stellung zu finden, das wird schwer sein", setzte er seufzend hinzu.
„Ihnen hat man gekündigt?" fragte Vater Mikó.
János nickte.
Wortlos saßen sie nebeneinander im Sonnenschein. Ringsum spielten Kinder im Park, ein junges Mädchen in rotem Kleid führte einen alten Herrn am Rasen entlang spazieren, und einmal streichelte sie seine herabhängende, blaugeäderte Hand. Vater Mikó stand auf. „Ich werde die Sache in Ordnung bringen", sagte er, „warten Sie hier auf mich, mein Junge!"
So entrüstet war er sein Lebtag noch nicht gewesen. Er versetzte dem glatzköpfigen Direktor, der einen Unschuldigen seines Broterwerbs beraubt hatte und ihn um keinen Preis wieder einstellen wollte, mit seiner sanften, alten Hand einen Klaps ins Gesicht und tauchte eine halbe Stunde später mit zerbrochenem Zwicker, ein wenig zerzaustem Bart und flatterndem Jackett wieder im Museumsgarten auf.
„Gehen wir ein Bier trinken, mein Junge", sagte er zu János.
Sie setzten sich in ein kleines Gartenlokal nahe der Großmarkthalle. Auf dem rotgedeckten Tisch funkelte mit eiskalten Schweißtropfen und schneeigem Schaum das Bier. Die Mittagszeit war längst vorüber, nur ein Fuhrmann saß im Hof, neben dem Eingang. Auch er bettete bald den Kopf auf die Arme und schlief in der dampfenden Hitze ein. An Vater Mikós Bart unter den blutlosen schmalen Lippen sammelte sich zitternder Bierschaum.
„Das Leben ist schwer, mein Junge", sagte er mit einer vornehmen Gebärde. „Wer rechtschaffen lebt, hat es schwer! Ich könnte einen Fiaker und ein Reitpferd haben, wenn..."
„Ja", sagte János still.
Der Fuhrmann schnarchte.
„Meine Frau, die Ärmste, ist krank", seufzte Vater Mikó. „Ich weiß nicht, wie ihr Herz es ertragen wird, wenn sie erfährt, daß man Ihnen gekündigt hat!"
János sah düster vor sich hin. „Sagen Sie es ihr nicht!"
Es wurde still. Vater Mikó bestellte nochmals Bier, schweigend tranken sie. Vom Zollamtsboulevard her hörten sie das grelle, laute Geklingel der Straßenbahnen; Vater Mikó, der an Fiaker dachte, wie es sie vor vierzig Jahren gegeben hatte, kam das unzeitgemäß vor.
„Ach ja", sagte er.
„Macht nichts, gnädiger Herr", tröstete ihn János und schlug auf den Tisch. „Wir sind jung und stark, habe ich nicht recht?"
„Schon, schon", sagte Vater Mikó, „aber so mit Ihnen umzuspringen, mein Junge!"

Das strahlende Sonnenlicht zog sich allmählich zurück aus dem Hof. „Macht nichts", sagte nun auch Vater Mikó und schlug mit seiner kleinen weißen Faust ebenfalls auf den Tisch. „Meine Schwiegersöhne verschaffen Ihnen soviel Stellungen wie Sie wollen, ist doch lächerlich!"

Sie saßen bis zum Abend in dem Lokal, den größten Teil der Zeit über wortlos. Vater Mikó traten hin und wieder Tränen in die Augen, wenn er an die Schlechtigkeit der Welt dachte, aber er meinte, wenn die Schlechtigkeit so himmelschreiend sei, dann gebe es vermutlich rundum auch viele andere Dinge, mit denen man sich trösten könne. János' redliches, krebsrotes Gesicht bekräftigte ihn in dieser Annahme. In Zugliget angekommen, legte er den Weg von der Endstation nach Hause schon wieder leise singend zurück. „Wie spät du heimkommst", sagte Tante Anna. „Was gibt es Neues im Büro?" „Nichts!" antwortete Vater Mikó mit strahlendem Gesicht.

1937

Kraftfahrzeughalter!

Kfz-Steuer und Beitrag zur Kraftfahr-Haftpflicht-Versicherung sind fällig.

Zahlen Sie rationell, lassen Sie abbuchen!

Für die Abbuchung 1988 wird Ihr Auftrag bis zum 31. März entgegengenommen.

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

KBK

Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Inbetriebnahme, Rekonstruktion, Projektierung, Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben ein:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer**
- **Ingenieure, Ökonomen, Meister und Sachbearbeiter sowie alle, die Kraftwerker werden wollen.**

Wir gewähren:
- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung, einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

Dienstag	9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag	9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag	7–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung, **Telefon:** Cottbus 61 43 48.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

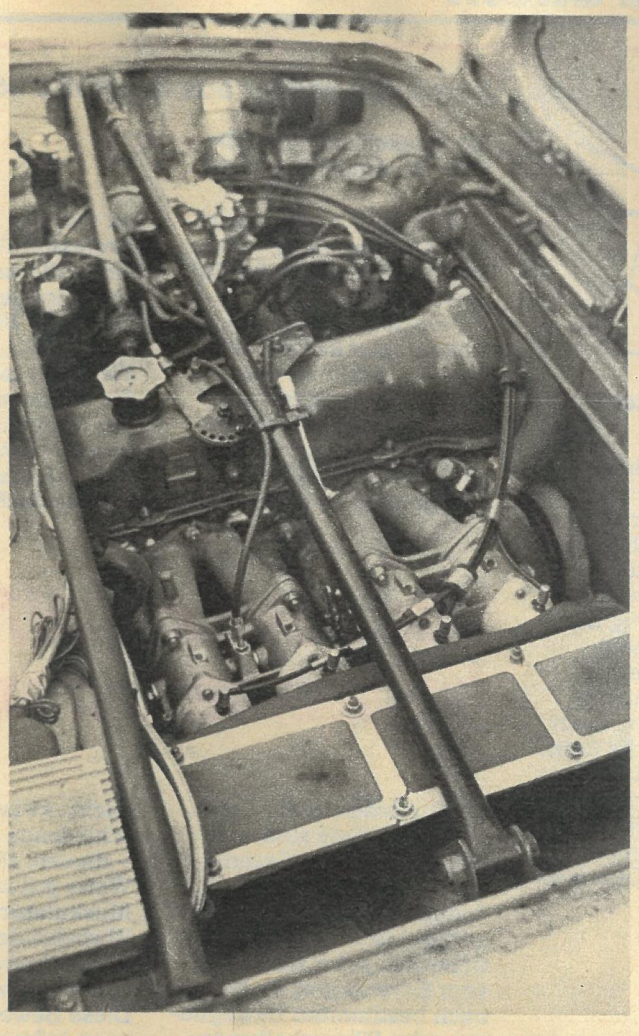
- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 8905**
- **VEB Kraftwerke „Elbe", Vockerode, 4401**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**
- **VEB Pumpspeicherwerke Hohenwarte, Hohenwarte, 6801**

Reg.-Nr. 159/IV/87

Wenn man's weiß und seine Fahrweise darauf einrichtet, ist es halb so schlimm: Der Gebrauch von Streusand zum Abstumpfen eisglatter Winterstraßen ist zwischen Amur und Beresina unüblich. Wohl wegen der unermeßlichen Verkehrswege. Vielleicht sind winterliche Motorsportarten dortzulande deshalb so populär, weil sich die kalte Jahreszeit ohnehin so hartnäckig lange festsetzt. Deren Tükken schocken Lenker von Kraftfahrzeugen längst nicht so wie unsereins. Unsere Bildserie zeigt es schwarz auf weiß: Auch die sowjetischen Autofahrer treiben ihren spezifischen Wintersport. (Vor Jahresfrist hatte FREIE WELT über den „Motocross bei Ded Moros" berichtet.) Tradition hat bereits der allwinterliche Autocross-Pokal, der sogar auf olympischem Terrain ausgefahren wird: auf einer 400-Meter-Rundbahn um die olympische Bogenschießanlage von Krylatskoje. Dieses Sportzentrum liegt in unmittelbarer Nähe eines Moskauer Neubaugebiets (unsere Fotos). Alle beteiligten Fahrzeuge besitzen ein polizeiliches Kennzeichen, denn sie kommen per Straße dorthin. Nichtsdestoweniger handelt es sich um besonders präparierte Serien-Pkw, die hauptsächlich von Sportlern der Moskauer Autowerke „Leninscher Komsomol" (Produzent des MOSKWITSCH), des Moskauer Motorsportklubs und der DOSAAF (etwa unsere GST) gelenkt werden. Zur Ausstattungsnorm gehören Rohrversteifungen (Überrollbügel), außerdem, daß Tank und Batterie in die Mitte des Kofferraums verlagert werden. Ein

griffbereit neben dem Fahrersitz angebrachter Feuerlöscher ist ebenfalls Pflicht. Ansonsten ist Einfachheit Trumpf. Auf Bodenbeläge, Fußmatten gar und Wandverkleidungen wird grundsätzlich verzichtet. Diese Vorschriften deuten mit Sicherheit darauf hin, daß Karambolagen und Überschläge an der Tagesordnung auf dieser Piste sind. Der äußeren Sicherheit dient auch die Streckenvorbereitung: Schneepflüge schieben den Rundkurs frei, und die dabei entstehenden Randwälle sind bei den unvermeidlichen Berührungen nachgiebiger und elastischer als Betonelemente oder Leitplanken. Auch das Rennschema ist überschaubar: Vormittags fährt in Sechserläufen jeder gegen jeden, der jeweils Erste bekommt einen Punkt. Meist ist die Startphase entscheidend, die Art

Die Schwächsten sind am stärksten



Links: Blick in den Motorraum eines Cross-LADA. Kräftige Stangen als Seitenstabilisatoren sind unabdinglich bei Karambolagen. Veränderte Filteröffnungen (die Rechtecke im Vordergrund) sollen vor Schneestaub und direkter Kälte schützen. Vier Vergaser geben Kraft, oben ist eine Reservezündspule zu erkennen. Tank und Batterie sind in den Kofferraum verlagert.
Unten: So kann es den Schnellsten ergehen: Sie landen unweigerlich an den seitlichen Schneebarrieren. Die Bedächtigeren, vorher hinten liegend, setzen das Rennen fort.

und Weise, wie der Fahrer seinen Wagen beschleunigt, ohne daß die Räder durchdrehen. Bemerkenswert, daß das den Piloten der PS-stärksten Autos nur selten gelingt. Normalerweise triumphieren die „kleinsten" LADA, zumal, wenn sie gefühlvoll gestartet werden. Die Kraft der größeren, stärkeren Motoren überträgt sich nur schlecht aufs Eis. Bei den Rennen, die unser Bildreporter beobachtete, hatte übrigens SAMARA, der neue LADA, überhaupt keine Chance.
Erbrachten die Vormittagsrunden eine Vorauswahl, werden über Mittag die gröbsten Schäden ausgebessert. Der Finallauf mit vier Wagen ermittelt schließlich die drei Preisträger und den undankbaren vierten Platz.
„Das Faszinierendste", so Volkmar Billeb, „ist das sich offenbarende unwahrscheinliche Improvisationsvermögen. Die Fahrer verhalten sich auch während der Rennen sehr partnerschaftlich zueinander, helfen sich gegenseitig, wieder flottzukommen." Als bei einem Wagen nach einem Überschlag die Frontscheibe das Zeitliche segnete, wurde in Sekundenschnelle die Heckscheibe vorn eingesetzt. Einer brachte die Spurstange in der 6-Minuten-Pause zwischen zwei Vorläufen wieder in Ordnung...
Summa summarum: Was einst dem Komponisten Richard Eilenberg das Notenpapier in die Hand zwang, damit er die „Petersburger Schlittenfahrt" niederschrieb, muß gegen die Krylatskojer Schlitterfahrten das reinste Kinderspiel gewesen sein.

Volkmar Billeb (Fotos)
Klaus Hurrelmann (Text)

Damit Sie wieder aus der Hüfte kommen!

Ein Muskelkurs von OMR Prof. Dr. Arnold Großhans

FOLGE 5

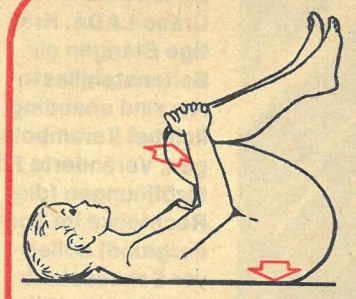
Was fällt Ihnen zum Stichwort Gymnastik ein, liebe Leser? Wir fragten im Kollegenkreis – hier einige Antworten: Anmutiges Bänderspiel auf grünem Rasen… schlanker werden… Bewegungsarmut ausgleichen… Kreislauf anregen… schmerzhafte Beschwerden bekämpfen… Und genau das letztere ist es, was der Muskelkurs von Professor Großhans bewirken will und kann. In dieser Folge geht es mit dem Üben los! Bitte schreiben Sie, welche Erfahrungen Sie dabei machen, wenn Sie welche machen, und das hoffen wir sehr. Das gewisse Trägheitsmoment, sich aufzuraffen, überwinden Sie doch, oder?

Wie man sich hilft bei Schmerzen im Kreuz

Beschwerden in der Lendenwirbelsäule sind weit verbreitet. Den „Hexenschuß" als plötzlichen Schmerz mit starker Bewegungseinschränkung kennt sicherlich jeder zumindest vom Hörensagen. Er tritt oft nach bestimmten Bewegungen oder Körperhaltungen auf, manchmal auch morgens nach der Nachtruhe. Die Schmerzen können bis in ein Bein oder in den Fuß ausstrahlen. Aber auch chronische dauerhafte Schmerzen können nach längerer Bettruhe, bei naßkalter Witterung oder infolge ungewohnter körperlicher Belastung vor allem in der unteren Lendenwirbelsäule die Betreffenden peinigen. Die häufigsten Ursachen für diese Beschwerden sind bedingt durch Bandscheibenschwäche bzw. -schädigungen und Bänderschwäche. Wir wollen heute Übungen anbieten, die der Herstellung der Muskelbalance – des Muskelgleichgewichts zwischen den verschiedenen Muskelgruppen – dienen. Eine auf diese Weise gut ausgebildete Muskulatur entlastet die Wirbelsäule und schützt die Bandscheiben und Bänder vor weiterer Schädigung. Diese Bewegungsübungen kann jedermann in jedem Lebensalter ohne Vorbedingungen mit wenig Zeitaufwand durchführen. Was allerdings nötig ist, sind Geduld und Ausdauer, denn der Erfolg stellt sich nicht nach einmaligem Üben ein. Wenn Sie jedoch über einen längeren Zeitraum täglich einige Minuten dazu verwenden, gegen Ihre Schmerzen mit eigener Kraft anzugehen, wird die Linderung Ihrer Beschwerden nicht auf sich warten lassen.

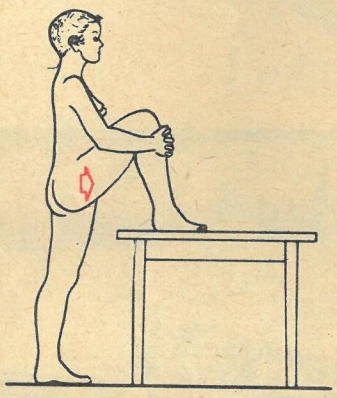
In der nächsten Folge bringen wir weitere Übungen für den Lendenwirbelsäulenbereich.

Zeichnungen: Dr. Bernd Schönberger



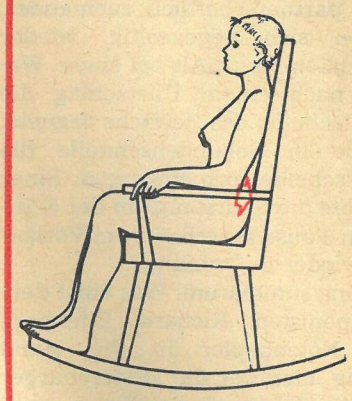
Dehnung der Rückenstreckmuskulatur

Rückenlage. Die Beine einzeln nacheinander oder zusammen beugen und mit den Händen unterhalb der Knie umfassen. Nun beide Beine in die Hände wegdrücken, gleichzeitig mit der Lendenwirbelsäule Druck auf die Unterlage ausüben. Die Spannung 10 Sekunden halten, dann locker lassen und die Beine weich an die Brust heranziehen. 10 Sekunden Pause, drei- bis fünfmal täglich wiederholen, das gilt auch für die folgenden Übungen.

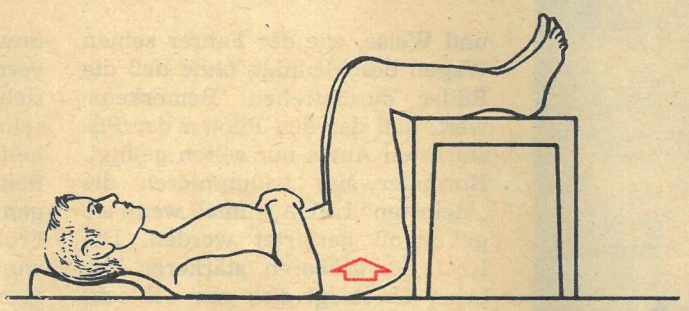


Dehnung des Hüftbeugemuskels

Stand. Ein Bein auf einen hohen Stuhl oder niedrigen Tisch stellen – Knie und Hüfte sind gebeugt. Das Standbein – die zu dehnende Seite – strecken und die Fußstellung nach vorn ausrichten. Nun das gebeugte Bein und das Becken nach vorn schieben. Achtung: Kein Hohlkreuz bilden. Ohne Federn 10 Sekunden dehnen, dann zur Ausgangsposition zurück.



Mobilisation und Entlastung der Lendenwirbelsäule
… durch Schaukeln im Schaukelstuhl



Mobilisation der Lendenwirbelsäule und der dazugehörigen Muskulatur

Diese Übung ist gut geeignet bei akuten und starken Lendenwirbelsäulenbeschwerden. Rückenlage auf einem Teppich oder einer Decke. Die Unterschenkel auf einen Stuhl legen, dabei bilden Knie- und Hüftgelenke rechte Winkel. Nun das Gesäß 10 Sekunden lang anspannen und gering hochziehen. Dann absenken. Bei sehr schmerzhaften Zuständen bewährt sich diese Übung in der Badewanne mit angenehm warmem Wasser – für die Beine ein Brett auf die Wanne legen. Bei allen Übungen ist folgender Atemrhythmus zu empfehlen: Einatmen, dehnen bzw. anspannen und Luft anhalten, lockern und ausatmen.

Brot in Variationen

Als Tourist in der Sowjetunion hatten es mir besonders die dortigen Brotsorten angetan. Nicht nur im Geschmack, auch im Aussehen waren sie sehr abwechslungsreich.

Uwe Schneider, Rostock

Schon immer mißt man dem Brot in der Sowjetunion große Bedeutung bei. Denken Sie nur an die Begrüßungszeremonie mit Brot und Salz. Von alters her gilt Brotbacken in Rußland als verantwortliche und ehrenvolle Tätigkeit. Bäcker genossen besondere Achtung. Niemals wurden sie mit einer etwas verächtlichen Anrede, etwa wie Iwaschka für Iwan, angesprochen. Im 16. Jahrhundert unterteilte man die Bäcker bereits in Chlebniki (Brotbäcker), Kalatschniki (Weißbrotbäcker), Piroshniki (Piroggenbäcker), Prjanitschniki (Lebkuchenbäcker) und Blinniki (Plinsenbäcker). In weiten Teilen der Sowjetunion, wie in Nordeuropa überhaupt, wird Roggen- bzw. Roggen/Weizenmischbrot bevorzugt. Hier gibt es eine große Sortenvielfalt, die einmal durch spezielle Backzutaten wie auch die Brotform erreicht wird. (Unser Foto zeigt moldawisches Brot.) Das Brotaroma, welches im Verlaufe des Backprozesses entsteht, hat in der Kruste eine weit höhere Konzentration als in der Krume. Deshalb hat die Form Einfluß auf den Geschmack. Die beliebtesten Zusätze sind: Kümmel, Koriander, Sirup, weißes und rotes Malz. Bekannt sind als Roggenbrot das Moskauer und als Mischbrote aus Roggen- und Weizenmehl das Minsker, Rigaer, Kaunasser und Orlower Brot. Die Mehrzahl ausländischer Touristen bestätigt die Qualität dieser Brote.

Diese Zeilen entnahmen wir dem Buch „Speisen mit Brot", herausgegeben vom Verlag MIR Moskau und VEB Fachbuchverlag Leipzig 1986. Es enthält 406 Rezepte für Speisen, deren Hauptbestandteil altbackenes Brot ist.

Preisfrage

Heft 2/88

Welche Sowjetrepublik hat die höchste Geburtenrate?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 5/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 3. Februar 1988. Auflösung von Heft 26/87: Ein Prozent der jährlichen Weltrüstungsausgaben würde ausreichen, um 780 Millionen Hungernde satt zu machen. Wir gratulieren Elsa Schmidt, Spremberg, und Edgar Kunoth, Frankfurt (Oder) zu je 50 Mark!

Achtung: Auf vielfachen Leserwunsch haben wir die Einsendetermine verlängert, deshalb finden Sie die nächste Auflösung – von Heft 1/88 – erst im übernächsten Heft!

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: TASS/Kapnin, TASS/Jurjal, Steffen Ottinger; Vignette: Martin Kotsch

Ihn suchen – ja oder nein?

In Ihrem Beitrag „Wilder Mann im Schnee“ (FW 17/87) erwähnten Sie Expeditionsvorhaben zur Suche nach dem „Schneemenschen“. Kürzlich entdeckte ich in der sowjetischen „Komsomolskaja Prawda“ Teilnahmegesuche und Meinungen dazu:

Kann lange hungern, zünde bei strömendem Regen ein Lagerfeuer an, marschiere mit 40 Kilogramm Gepäck.

V. M. Pisarew, Perm

Die Frage nach der Existenz des „Schneemenschen“ ist keine Albernheit, sondern ein echtes Problem.

N. Reymers, Doktor der Biologie, Moskau

Ich bin sieben Jahre alt, habe schon die erste Klasse. Können Sie mich brauchen?

Mischa Panow, Tobolsk

Schändlich! Eine Expedition, um ein argloses Lebewesen zu fangen, vielleicht gar zu töten. Wer gibt dafür Geld?

W. Sidorow, Magnitogorsk

Möchte so gern meinen Urur…urgroßvater kennenlernen.

L. Wolkow, Kischinjow

Die Auswahl der Leserstimmen schickte uns Florian Beyer, Karl-Marx-Stadt.

Über Stock und Stein

Die „Heldentat“ im Sportrückblick auf das Jahr 1987 (FW 26/87) erinnerte mich an den Höhepunkt meines Urlaubs in der Gegend von Jelenia Góra (VR Polen), wo ich als Freund des Motorrad-Geländesports die

62. Internationalen Six Days miterleben konnte. Mit ganz besonderer Freude verfolgte ich das großartige Abschneiden unserer Fahrer auf MZ- und Simson-Maschinen. Sie gewannen die Welttrophäe, die Junior-Trophäe und wurden Sieger bei den Club-Mannschaften.

Lutz Kästner, Perleberg

Unser Foto zeigt Mike Heydenreich auf einer MZ 250.

Gipfel mit Wanda

Dem Beitrag über den polnischen Alpinisten Jerzy Kukuczka („Ein Kloß pro Gipfel“, FW 23/87) würde ich gern ein paar Fakten hinzufügen. Die in der Übersichtsskizze angegebenen Höhen treffen für einige Achttausender nicht mehr zu. Nach Angaben aus Nepal (1983) ergaben die Vermessungen: Dhaulagiri I 8176 m, Manaslu 8163 m, Cho Oyu 8201 m, Makalu 8463 m, Lhotse 8516 m und Kangchenjunga 8586 m. Für den K 2 wird in China seit kurzem die Höhe von 8609 m angegeben. Einzelheiten über die angeblich von Italienern vermessene neue Höhe des Mount Everest – 8872 m – liegen nicht vor. Die VR China gab allerdings im August dieses Jahres bekannt, daß eine neue Vermessung den bisher gültigen Wert von 8848 m bestätigte. Und was Kukuczkas vierzehnte und letzte Achttausender-Besteigung betrifft, so handelte es sich um die erstmalige Begehung des Westgrades des Sisha Pangma im Rahmen eines internationalen Unternehmens. Der Gipfel wurde von neun Bergsteigern auf drei verschiedenen Routen erreicht, wobei die Polin Wanda Rutkiewicz als erste Frau ihren vierten Achttausender bezwang.

Eberhard Richter, Pirna

Dienstmädchen Hilde

Vielen Dank für das schöne Porträt von Günther Rükker (FW 24/87)! Ich erinnere mich gut der Zeit, als ich noch kein Fernsehgerät besaß und im Rundfunk dem Genre Hörspiel den Vorzug gab. Die in Ihrem Artikel aufgezählten Werke kenne ich alle. Später sah ich auch die genannten Filme. Besonders beeindruckend war „Hilde, das Dienstmädchen“. Dieser Film ist die Auseinandersetzung Rükkers mit seiner Kinder- und Jugendzeit. Für die Jugend ist das Historie, für uns Ältere jedoch die bittere Erinnerung an eine dunkle Vergangenheit, die Naziherrschaft, eine Zeit, die sich niemals wiederholen darf.

Herta Vogt, Leipzig

Wo Grün blinkt

Vom Gellertberg aus kann man alle Budapester Brükken gut sehen und den Verkehr beobachten. („Wie geht's – wie rollt's?“, FW 25/87). Auf der Petöfi-Brücke fuhren fast nur Lastkraftwagen. Hat das eine besondere Bewandtnis? Gut für Fußgänger, daß die Ampeln kurz vorm Ende der Grün-Phase blinken. Man weiß, jetzt muß man zügig laufen. In der Váci utca dürfen teilweise keine Autos fahren, und es macht Spaß, von einer Seite auf die andere zu bummeln. In Nebenstraßen parken allerdings viele Autos auf den Gehwegen, nur schmale Streifen bleiben zum Laufen. Aber irgendwie sind die Leute trotzdem sehr nett zueinander. Polizisten sieht man kaum, nur in kleinen Straßen manchmal ältere Herren mit Armbinde und Stab als Verkehrshelfer. Berechtigt finde ich die hohe Strafe bis 500 Forint für Verkehrssünder. Über die 10 Mark bei uns lacht doch mancher Autofahrer im stillen.

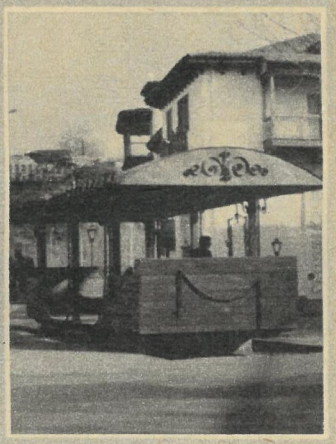
Angelika Kroker, Berlin

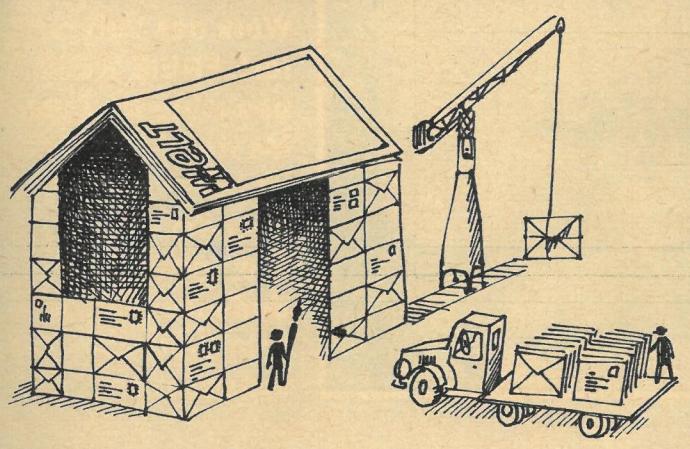
Ja, die Petöfi-Brücke als südlichste Donauüberquerung ist besonders stark belastet. Sie hat als Teil des Großen Ringes neben dem Verkehr zwischen den südlichen Stadtteilen einen Großteil des Transits zu tragen. Deshalb auch der starke Lkw-Verkehr auf der Brücke. Übrigens gibt es in Budapest nicht nur viele erwachsene Verkehrshelfer, sondern schon 25 Jahre lang einen Pionier-Verkehrslotsendienst. An den Schulen des ganzen Landes werden seit kurzem „Schulen für Verkehrssicherheit“ und Fahrrad-Wettbewerbe durchgeführt. Sie sollen dazu beitragen, die Unfallziffer von Kindern wesentlich zu senken.

Wolfgang Scheel

Im Berliner Stadtverkehr spielen Straßenbahnen die Hauptrolle, las ich im Beitrag über die Verkehrssituation in Budapest. In Tbilissi fiel mir ein Museumsexemplar dieser „Gattung“ auf…

Ursula Mitlacher, Karl-Marx-Stadt





Wofür wir uns bedanken

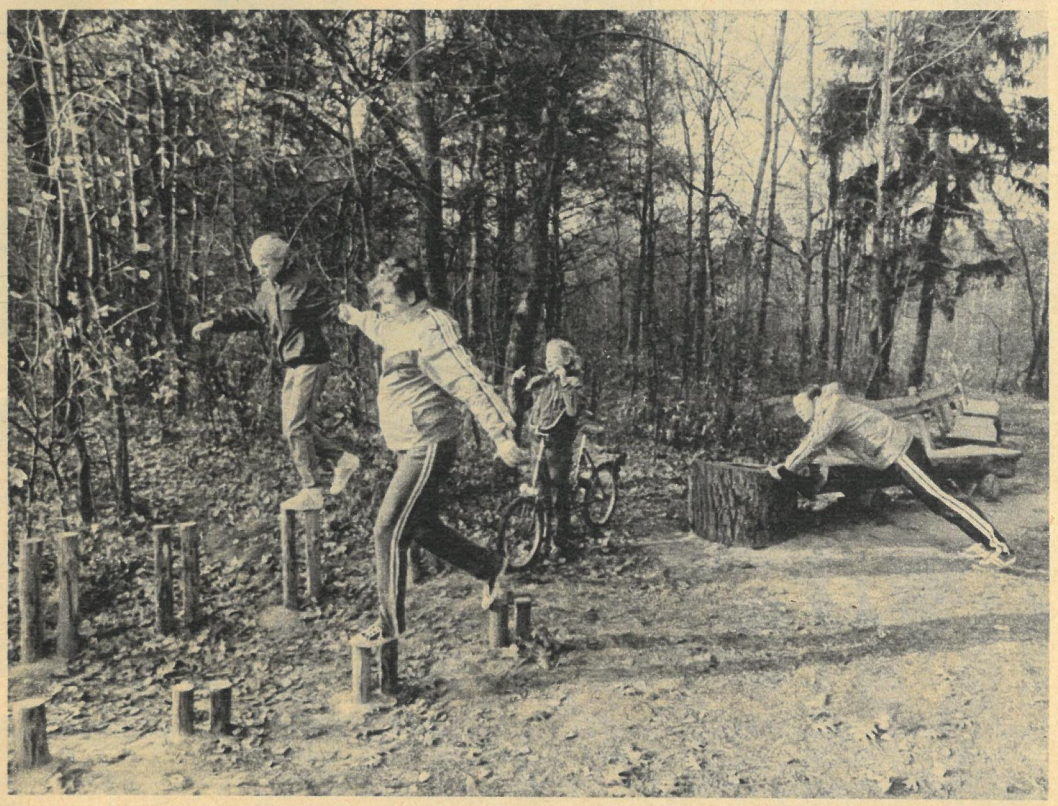
Ganz knapp eine runde Million Meinungen, Anregungen, Hinweise, Fragen, Grüße und Preisfragenlösungen haben wir 1987 von Ihnen erhalten, liebe Leser!

Wovon wir uns mehr wünschen:

Natürlich lesen wir gern Ihre lobenden Worte. Besonders nützlich sind jedoch Ihre kritischen Hinweise und ebenfalls, welche Themen Sie vermissen.

Worauf wir uns freuen:

Daß Sie auch 1988 Ihren Einfluß auf die inhaltliche Gestaltung unserer Zeitung geltend machen und besonders am Leserforum kräftig mitwirken!

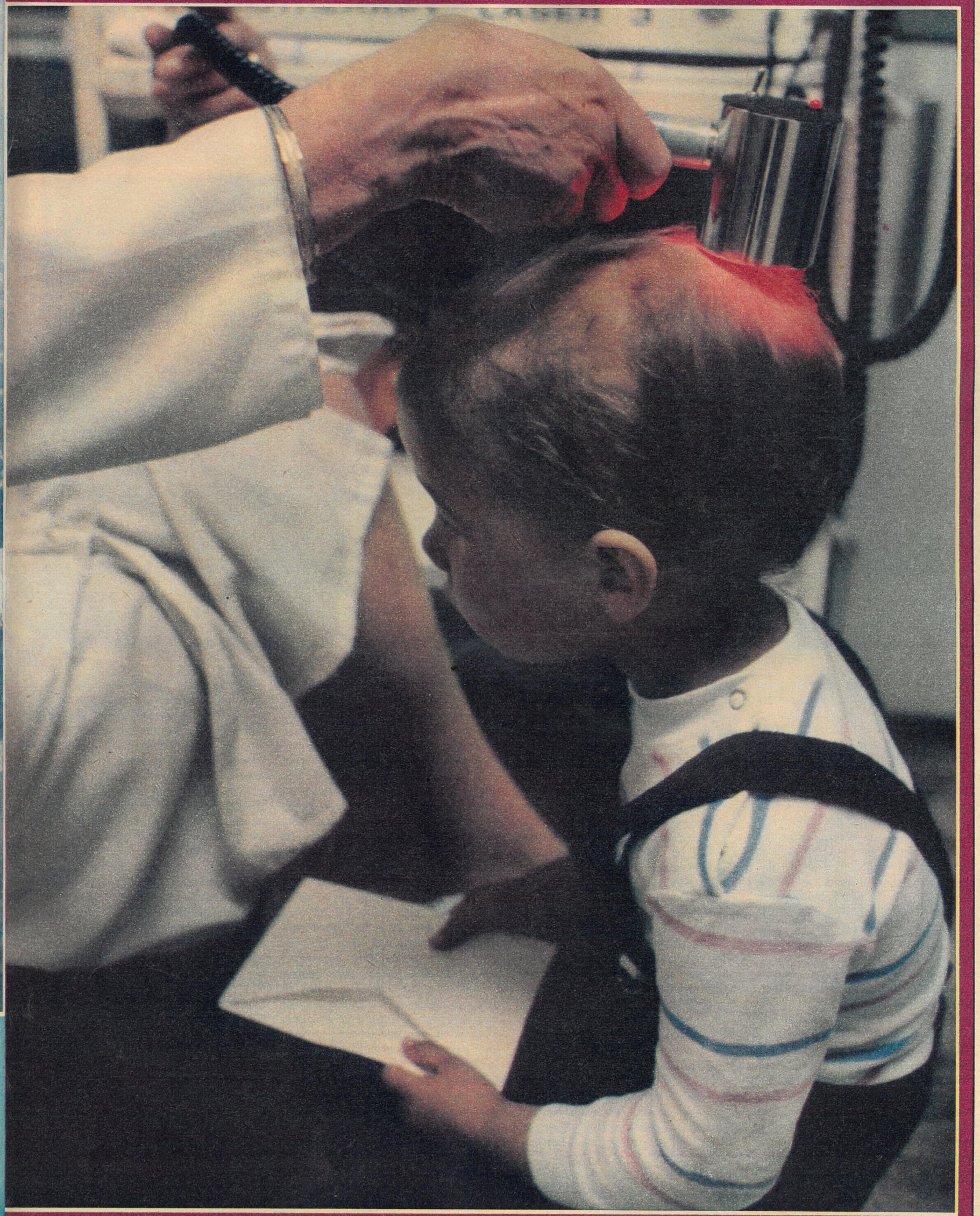


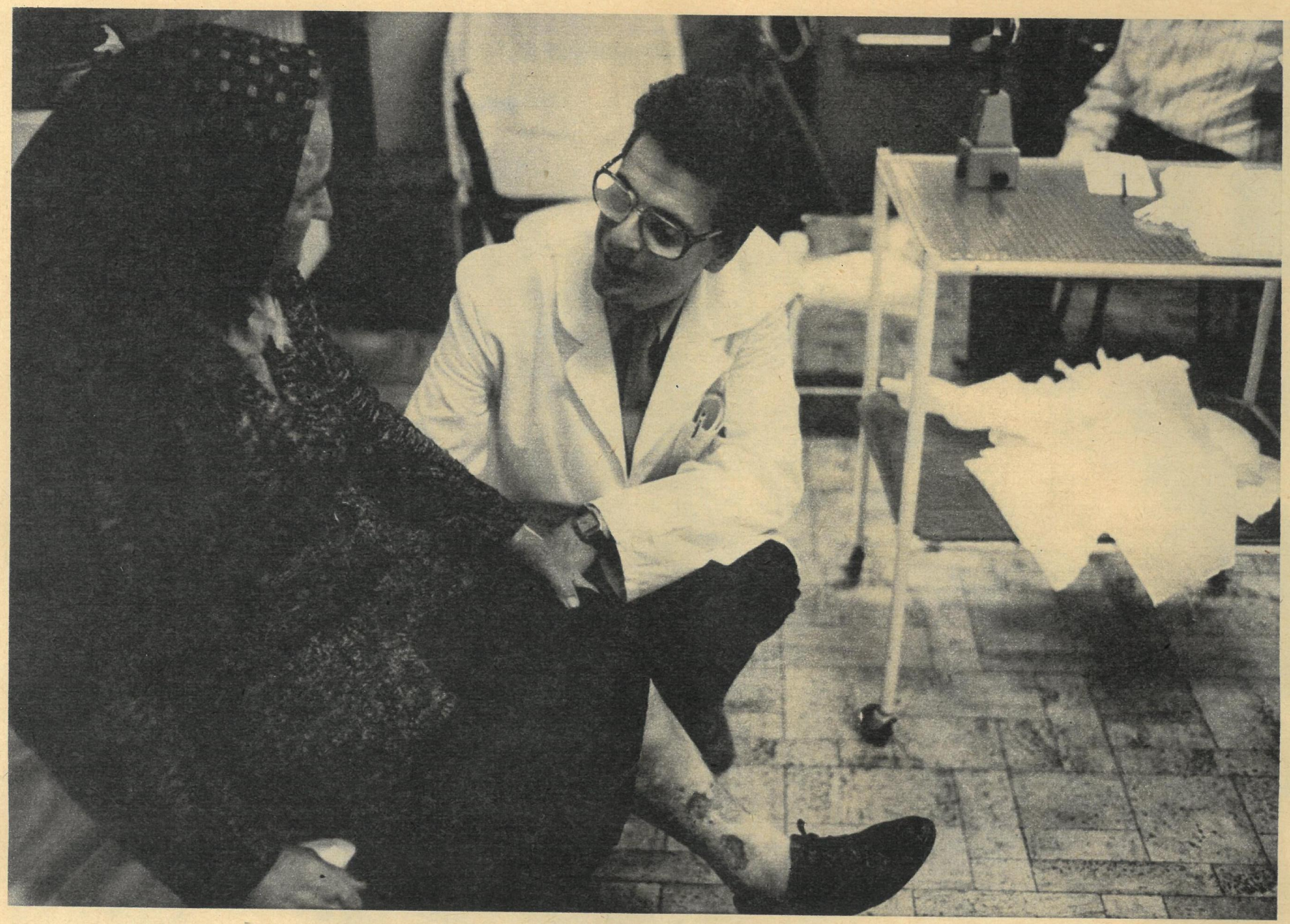
Bewegung ist alles! Und macht Spaß auf diesem Gesundheitspfad in der Nähe einer Stadt im Nordwesten der UdSSR. Immer tiefer führt er in den Wald hinein…

Der Mann auf dem Foto an der Wand entdeckte schon vor zwanzig Jahren ein Phänomen, das die Wissenschaft heute noch nicht hundertprozentig erklären kann: Laserlicht heilt Wunden. Auf dem Foto rechts wird die Kopfwunde eines kleinen Jungen mit dem Infrarotlaser bestrahlt. Belächelt wurde der Entdecker lange Zeit, bis sich seinen Erfolgen keiner mehr verschließen konnte. Vor drei Jahren starb er, der ungarische Chirurg, Professor Endre Mester. Doch die Söhne führen das Werk des Vaters fort. FREIE WELT besuchte Dr. Adam Mester (Foto links) im Laserlabor der Akademie für Ärztliche Fortbildung in Budapest. Mit seinem Bruder Andreas vollendet er

Mesters Mission

Ein Beitrag von Sonnhild Kutschmar (Text)
und Peter Meißner (Fotos)





Immer wieder drückt die alte Frau die Hand des hochgewachsenen, dunkelhaarigen jungen Mannes. Endlich war sie die fürchterlichen Schmerzen los. „Siebenundzwanzig Jahre quälte mich die Wunde am Bein, die ich nach einer Venenentzündung bekam. Bis ich hier in Budapest in der Praxis von Dr. Adam Mester bestrahlt wurde." Wöchentlich zweimal kam die Frau hierher – monatelang. Dann ließen zuerst die Schmerzen nach. Wieder Monate später heilte die zehn Zentimeter breite, fingertiefe Wunde langsam zu. Heute ist sie nur noch als hellerer Hautfleck zu erkennen. Neulich ging eine kleine Stelle wieder auf. Ein Rezidiv, einen Rückfall, nennt es Dr. Mester. Damit müsse gerechnet werden, sagt er. Denn die Bestrahlung mit Laserlicht bewirke ja „nur", daß sich die Wunden schließen. Die Krankheitsursachen, oft Diabetes mellitus oder Thrombosen, könne der Laser nicht beseitigen. Sie sind es, die eine gestörte Blutzirkulation in den Beinen und diese schmerzhaften und schwer heilenden Geschwüre hervorrufen, die der alten Frau das Leben so schwer gemacht haben.

Ein Problem für die Lösung

Im Jahr 1960 leuchtete das erste Mal rotes Laserlicht aus einem verspiegelten Rubinkristall. Wunderschön sah es aus, doch es gab zunächst keine Verwendung für diese Entdeckung. Die Mediziner waren mit die ersten unter den Wissenschaftlern, die versuchten, den starken, gebündelten Lichtstrahl sinnvoll anzuwenden. Schon ein Jahr nach der Entdeckung des Lasers experimentierten sie damit in der Augenheilkunde. Wenig später wurde er zur Behandlung von Hauterkrankungen eingesetzt. Zu den Laser-Pionieren unter den Medizinern gehört auch der Ungar Professor Endre Mester, viele Jahre Chefarzt an der Chirurgischen Klinik der Budapester Semmelweis-Universität. Sein Sohn Adam erinnert sich: „Bereits 1964 experimentierte mein Vater mit einem Rubinlaser. Er versuchte, einer Patientin mit einer kindskopfgroßen, nicht mehr operablen Krebsgeschwulst zu helfen und bestrahlte sie mit Laserlicht. Doch das Geschwür war bereits zu weit fortgeschritten, und die Patientin starb. Mein Vater hatte aber dabei beobachtet, daß der Tumor örtlich zurückgegangen war. Er führte das auf die Lichttherapie zurück."

Mester fand also ein wissenschaftlich trächtiges Problem für die Lösung Laser. Diesem Problem, der Heilung von Wunden und Geschwüren mit Laserlicht, wir nennen es heute Laser-Biostimulation, verschrieb er sich fortan mit ganzer Kraft.

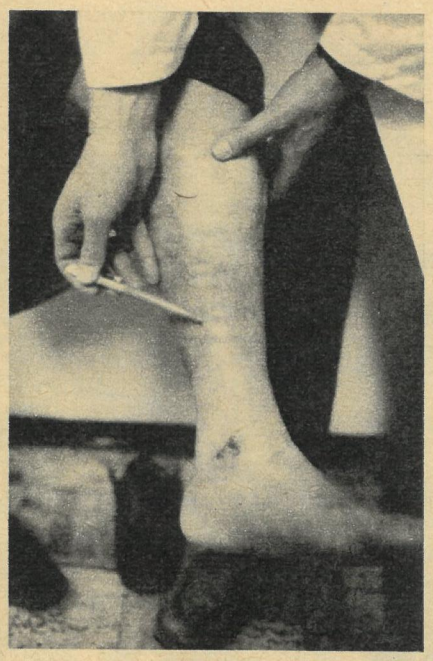
Eine der ersten Fragen, die der Arzt sich stellte, hieß: Kann Laserlicht krebserregend wirken? Um das auszuschließen, bestrahlte er wieder und wieder die Haut von Mäusen, scheute auch vor dem Selbstversuch nicht zurück. Erst als alle Tests negativ ausfielen, ging er einen Schritt weiter, beobachtete das Haarwachstum von Mäusen. Fand, daß es durch Laserlicht angeregt wurde. Ebenso schlossen sich künstlich hervorgerufene Wunden auf dem Rücken der Tiere wesentlich schneller. Doch immer noch zweifelte Professor Mester, noch immer hatte er keine eindeutige Erklärung für das beschleunigte Heilen der Wunden. Und nicht wenige seiner Budapester Fachkollegen sahen herablassend auf den „Wunderdoktor", der als Pensionär längst in Ruhe seinen Hobbys nachgehen könnte. „Sie wissen doch", faßt heute sein Sohn die damalige Situation zusammen, „der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland." Viele Versuchsreihen im Reagenzglas mit weißen Blutkörperchen und Knochenmarkzellen von Ratten und Abwehrstoffen des Menschen beschäftigten Mester und seine Mitarbeiter. Doch sie fanden nur Teilergebnisse auf dem Weg zu einer wissenschaftlich befriedigenden Erklärung des Phänomens der Biostimulation.

Die positiven Resultate der Experimente aber bestärkten den ungarischen Arzt, 1971 erstmals in der Welt schwer heilende Wunden am menschlichen Körper mit Laserstrahlen niedriger Frequenz zu behandeln. Der Erfolg war überwältigend. Bis zu seinem Tode im Jahr 1984 bestrahlte Professor Mester 1120 Kranke. Davon konnte er in 78 Prozent der Fälle die Wunden heilen, sie bei 14 Prozent bessern. Nur acht Prozent der Patienten konnte er keine Hilfe bringen.

Das alltägliche Wunder

„Wir waren noch Studenten, als wir begannen unserem Vater zu helfen, der seine segensreiche Tätigkeit hier lange Jahre als Einzelkämpfer ausübte", erzählte uns der Sohn Adam Mester. „Erst Ende der siebziger Jahre fand die Lasermethode zur Wundheilung mehr und mehr Anerkennung. Wir haben schon während unseres Studiums eine solche Richtung eingeschlagen, daß wir der Biostimulation durch praktische Erfolge zum Durchbruch verhelfen konnten." Die Brüder betrachten das als ihre Mission.

Mesters Mission



Seit vielen Jahren hat diese Patientin schmerzende Wunden am Bein. Der ungarische Arzt Dr. Adam Mester behandelt sie jetzt mit Laserlicht. So lang wie der Kugelschreiber war die Wunde, die jetzt nur noch als heller langgestreckter Fleck erkennbar ist. An ihrem Ende ist eine kleinere noch offene Stelle.

Der Mann mit der Stoppuhr, der Physiker Josef Toth, ist der „gute Geist" des Laserlabors. Er wartet die Geräte und überwacht die Bestrahlung.

Zweimal wöchentlich kommen sie nachmittags nach ihrer regulären Arbeitszeit an der Budapester Universität ins Laserlabor der Akademie für Ärztliche Fortbildung in der Szabolcs-Straße, wo wir Dr. Mester treffen. Bei unserem Versuch verlaufen wir uns zunächst erst einmal im Krankenhaus, denn wer sucht schon eine derartige medizinische Einrichtung im Seitenflügel des Souterrains neben abgestellten Laborgeräten und Heizungsrohren. Im engen Gang warten dicht an dicht die Patienten, meist mit schon aufgekrempelten Hosen, barfuß in Schuhen. Der etwa sechs mal vier Meter große Behandlungsraum ist übervoll mit zehn Patienten, vier Hilfskräfte und vier Lasergeräten (eins davon ist leider defekt). Trotz der Enge ist nirgendwo Hektik zu spüren, jeder wartet geduldig auf Hilfe, und bereitwillig geben uns die Patienten Auskunft über ihre Leiden, zeigen die geheilten, die sich verkleinernden Wunden.

Ein wichtiges Instrument ist neben dem Lasergerät die Stoppuhr in der Hand eines Mitarbeiters, des Physikers Josef Toth. Er, hauptberuflich am Zentralinstitut für Physik der Ungarischen Akademie der Wissenschaften tätig, bedient zweimal wöchentlich die Lasergeräte. Zentimeter für Zentimeter werden große Wunden mit grün leuchtendem Argonlaserlicht bestrahlt, jedes Areal jeweils 25 Sekunden, vier Joule pro Quadratzentimeter. Dazu ist die Stoppuhr unentbehrlich.

Millimeterweise wird dagegen mit dem Helium-Neon-Laser bei kleineren Wunden, so im Mund, an der Nase, am Ohr, vorgegangen. In einer Ecke leuchtet rot das Handstück des Infrarotlasers, vor dem ein kleiner Junge mit einer Kopfwunde Platz genommen hat. Mit diesem Gerät werden auch Patienten mit Allergien gegen Antibiotika behandelt.

Antibiotika, das ist das Stichwort für Dr. Adam Mester. Er erzählt: „Die Patienten, die zu uns kommen, haben gewöhnlich alle Arten herkömmlicher und chirurgischer Behandlungen erfolglos durchlaufen. Nach der allgemeinen medizinischen Untersuchung setzen wir erst dann Laser ein, wenn herkömmliche Therapiemethoden versagen. Weit über die Hälfte der langwierigen Wunden konnten wir erfolgreich ausschließlich mit klassischen Methoden behandeln. Mit den Kranken, bei denen nach zwei bis drei Monaten keine Besserung eintritt, beginnen wir mit der Laser-Therapie."

1300 Patienten haben Dr. Adam und Dr. Andreas Mester, der zur Zeit im Ausland arbeitet, inzwischen bestrahlt, meist mit gutem Ergebnis. Wie jene 67 Jahre alte Frau aus einem Dorf bei Szeged in Südungarn. Da glaubten auch die Mesters bestenfalls an Linderung. Sie hatte unter allen Zehen und an den Beinen viele tiefe kleine Wunden und konnte schon 30 Jahre nicht mehr richtig laufen. Seit gut einem Jahr bringt sie der Sohn zweimal wöchentlich mit dem Auto ins Laserlabor. Doch dieser Aufwand hat sich gelohnt; die Wunden unter den Zehen schlossen sich bereits, die an den Beinen heilen gerade ab.

Soldaten im Gleichschritt

Geordnetes Licht könnte man den Laserstrahl auch nennen. Produziert wird er wie normales Licht durch Atome. Diese können beispielsweise in bestimmten Gasen wie Helium, Neon, Kohlendioxid oder Argon zugeführte Energie ohne Verluste in Lichtenergie umwandeln. Der entstehende Lichtstrahl entwickelt sich, von Spiegeln verstärkt, zu einer Lichtlawine mit gleicher Wellenlänge und Frequenz. Würde man die lichtaussendenden Photonen einer Glühlampe mit dem Durcheinander von Spaziergängern auf einer breiten Straße vergleichen, dann sind die Laserphotonen wie Soldaten, die im Gleichschritt eine Brücke passieren. Je größer die Ordnung, desto größer die Wirkung. Aus dieser besonderen Qualität des Laserlichts ergeben sich auch seine besonderen Verwendungsmöglichkeiten – nicht nur in der Medizin.

Den Mester-Söhnen und Fachkollegen in aller Welt, die Mesters Methode übernahmen, bereitete die noch nicht vollständig ausgearbeitete wissenschaftliche Erklärung des Phänomens Biostimulation Kopfzerbrechen. „Unser Vater", so erläutert Dr. Adam Mester, „konnte mit seinen Mitarbeitern noch nachweisen, daß sich in laserlichtbestrahlten Muskelpräparaten die Konzentration solcher Gewebehormone erhöht, die Entzündungsprozesse im Körper eindämmen. Es gelang ihm zu zeigen, daß niederenergetisches Laserlicht in den Zellen einen Energieprozeß in Gang setzt, der schließlich zur Heilung führt."

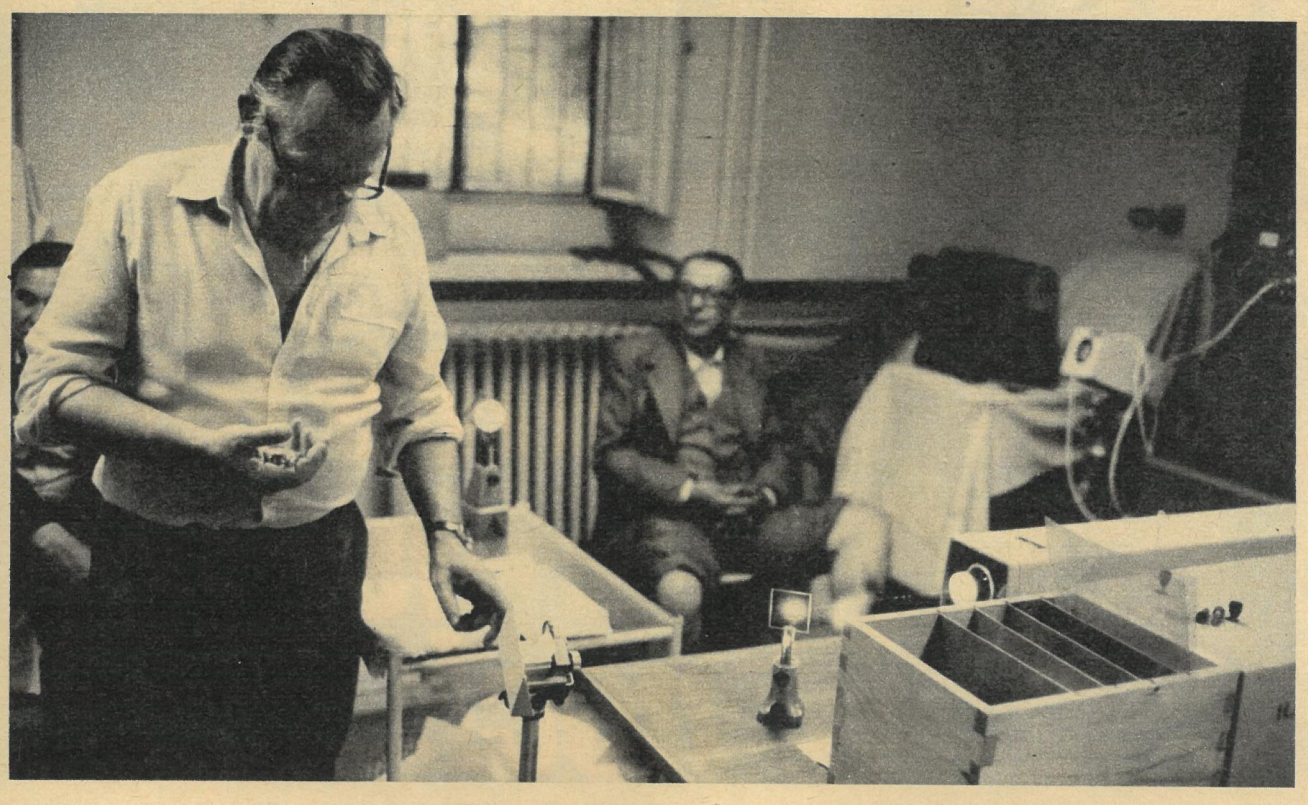
Die Mester-Brüder sind inzwischen einen Schritt weiter. Sie stellten bei ihren Versuchen fest, daß das energiereiche Licht durch Enzyme Prozesse in der Zellmembran aktiviert und die durch die Krankheit gestörte Zellfunktion neu anregt, etwa so, als würde man mit dem Zündschlüssel einen Motor anlassen. Welche biochemischen Teilschritte genau vor sich gehen, konnten allerdings auch die Söhne noch nicht voll erkunden.

Dessenungeachtet hat die Laser-Biostimulation inzwischen in vielen Kliniken der Welt Einzug gehalten. Immer größer werden auf internationalen Kongressen Ansturm und Beteiligung an Veranstaltungen zu diesem Thema. Das war 1987 auch auf dem Laserweltkongreß in München zu spüren. Die erste Konferenz – eigens zur Biostimulation – fand im vergangenen Jahr in Alma-Ata statt. An der Berliner Charité behandeln Ärzte seit einiger Zeit schwer heilende Wunden mit Lasern. Die Therapien sind noch größtenteils Forschungsarbeiten, die dazu beitragen sollen, Wirkungsmechanismus und Einsatzgebiete der Laser-Biostimulation in unseren Kliniken zu klären.

Diesem Ziel dient auch die im Oktober 1987 von der Gesellschaft für klinische Medizin gegründete Arbeitsgemeinschaft „Lasermedizin". Von ihrem Vorsitzenden, Dr. Uwe Herrmann, wissen wir, daß der Laser-Biostimulation als Behandlungsmethode ein uneingeschränktes wissenschaftliches Interesse entgegengebracht wird. Er wendet sie in der Frauenheilkunde an.

Endre Mesters Pioniertaten sind inzwischen weltweit gewürdigt worden. Bücher von Fachkollegen über die Biostimulation in Italien und Japan hat man ihm gewidmet. Eine japanische Ärztedelegation reiste im Anschluß an den vergangenen Laserweltkongreß von München nach Budapest, um vor Ort das „Laserwunder" zu besichtigen.

Der Laser – so behaupten ernstzunehmende Forscher – steckt in der Medizin noch in den Kinderschuhen. Wünschen wir ihm und uns, daß er diesen rasch entwächst.



Gutes Rad ist noch teuer

Der Radfahrer mit den Tontöpfen kommt plötzlich aus der Seitengasse und strampelt in die falsche Richtung – für den Fotoreporter. Stöhnend läßt dieser die schußbereite Kamera sinken und verlangt von dem Chauffeur unseres Wagens die Verfolgung des Radlers. Mit einer schnellen Wende, vielen Überholungsmanövern und pausenlosem Hupen bahnt er sich einen Weg, der vorbei und durch endlose Schwärme von Fahrrädern führt. Dann erblicken wir ihn dicht vor uns – den Mann mit den irdenen Gefäßen, der mit gleichmäßigem Wiegetritt einen Boulevard in Ho-Chi-Minh-Stadt, der Metropole im Süden Vietnams, passiert.

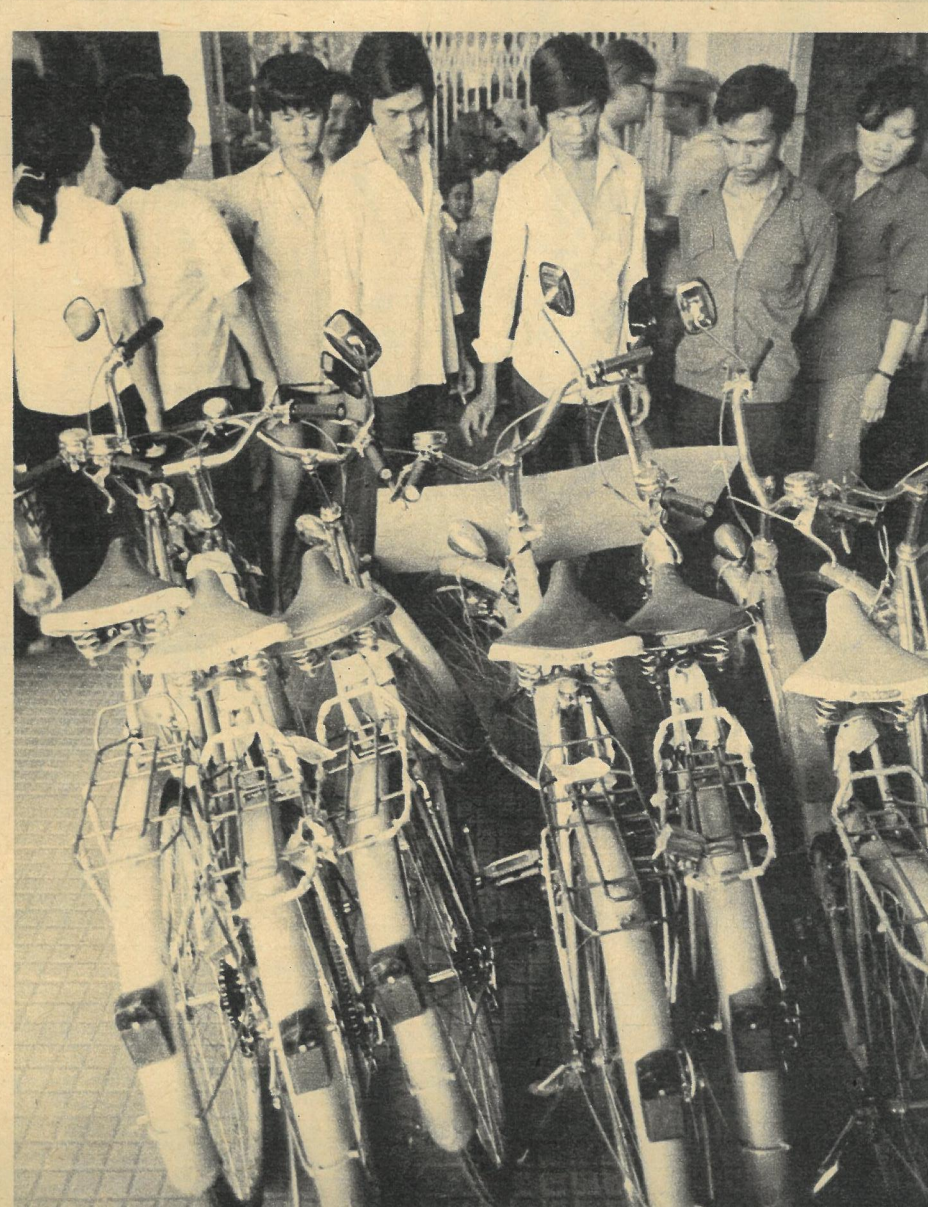
Zunächst unsere Frage, welche Bewandtnis es mit den tönernen Behältern hat: Sie benötigt man für die Herstellung und Aufbewahrung der Nuoc-Mam-Sauce. Darin werden kleine Fische und Krebse in einer Salzlake zu einer braunen Tunke vergoren. In Flaschen abgefüllt, ist sie als Zutat bei einem vietnamesischen Essen derart unentbehrlich wie bei uns das Salz…

Ebenso unersetzlich ist in ganz Vietnam das Stahlroß. Trotz sichtbarer Motorisierung, die mit rund 220 000 Mopeds, Motorrollern und -rädern, 64 000 Autos und Bussen in Ho-Chi-Minh-Stadt am höchsten ist. In der Metropole am Saigon-Fluß gibt es 1,5 Millionen Fahrräder und 46 000 Fahrradtaxis, die – so meint man – unentwegt in einem endlosen Strom durch die Stadt kreisen…

Schon nach Sonnenaufgang beginnen sich die Straßen mit den Velos zu füllen. Ruhig, fast gemächlich treten die Fahrer in die Pedalen und rollen zu ihren Arbeitsstätten, darunter mischen sich mit Früchten, Federvieh und Frachten aller Art bepackte Drahtesel, die einen Markt ansteuern. Während der amerikanischen Aggression wurden auf den Zweirädern Güter bis zu 350 Kilogramm Gewicht – geschickt auf den Rahmen, den Sattel und den durch eine Querstange verlängerten Lenker verteilt – über unwegsame Dschungelpfade befördert…

Die mit Muskelkraft betriebenen Fahrzeuge werden nach wie vor gebraucht. Entsprechend groß ist, trotz hoher Preise, die Nachfrage. Die drei Fahrradfabriken in Ho-Chi-Minh-Stadt können sie trotz steigender Produktion ebensowenig befriedigen wie die Betriebe in den anderen Landesteilen. Den Bedarf der Bevölkerung an täglichen Konsumgütern – dazu zählen natürlich auch Fahrräder – zu decken, gehört neben der Erzeugung von Lebensmitteln und Exportwaren zu den drei wichtigsten sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben für die Jahre bis 1990.

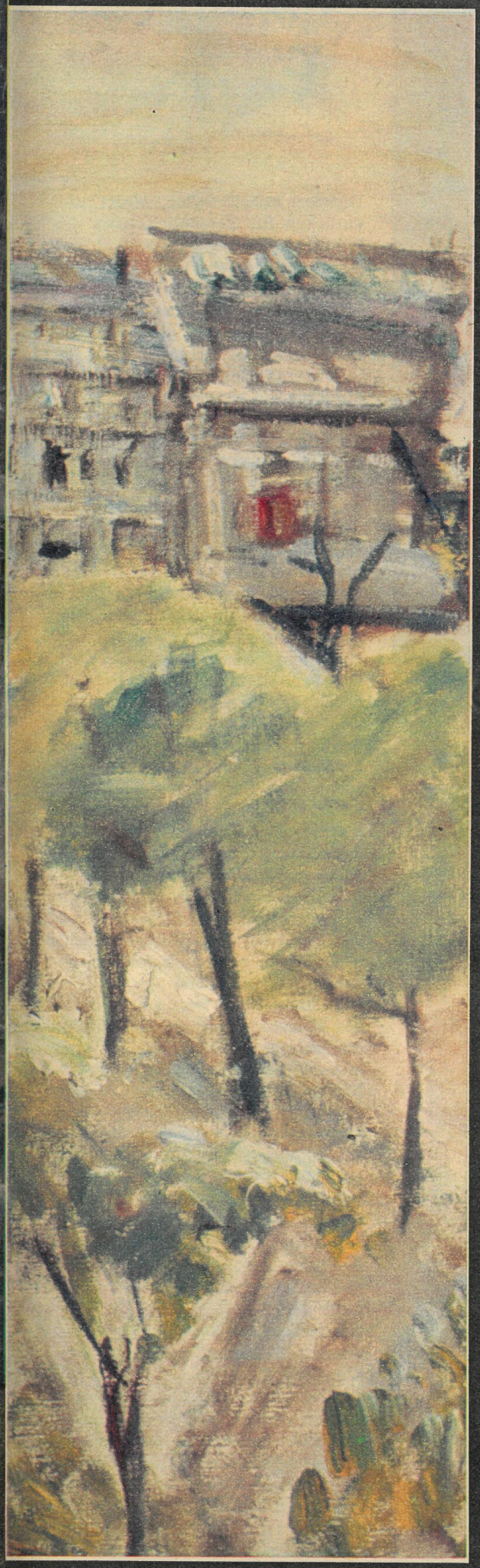
Horst Szeponik (Text)
Alfred Paszkowiak (Fotos)



Erlebte Farben

Boulevard Montparnasse, 1949

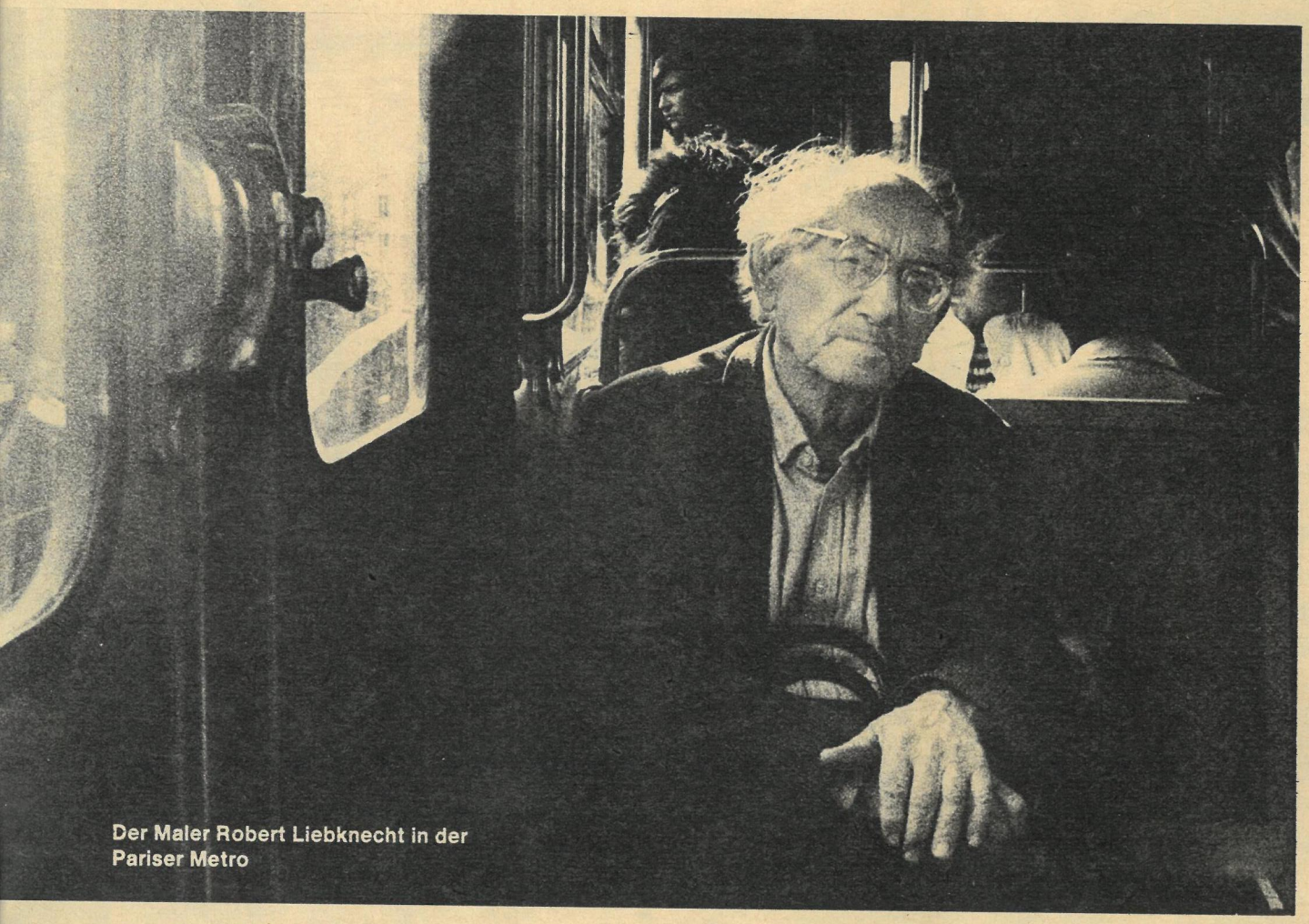
Die Kunst des Malers Robert Liebknecht ist eine Liebeserklärung an die Städte, die ihn prägten: Berlin, Dresden, Paris. Und an ihre Menschen.



Selbstporträt im Atelier, um 1940

Berliner Norden, 1931

Erlebte Farben



Der Maler Robert Liebknecht in der Pariser Metro

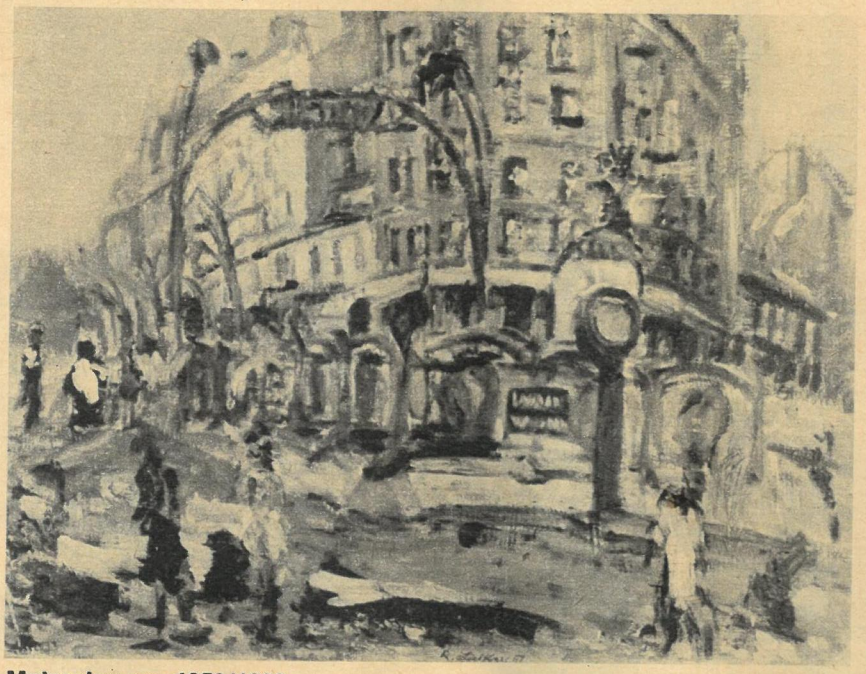
In schwierigen, wechselvollen Jahren – erst spät, nach dem Sieg über den Faschismus, war ihm einige äußere Ruhe zu schöpferischer Arbeit vergönnt – hat Robert Liebknecht viele seiner Werke verloren. Was geblieben ist, hütet er im Atelier, obwohl er selbst nicht haltmacht, heute, so viele Jahre nach ihrem Entstehen, an den alten Bildern weiterzumalen.

Farbe hat auf ihn von jeher Faszination ausgeübt. Es drängt ihn, sich die Kraft der Farbpartikel dienstbar zu machen, Räume und Strukturen auf Bildflächen zu schaffen, Stimmungen, Erlebnisse, geistige Bezüge in Bilder zu verwandeln. Mit kräftigen Pinselzügen setzt er die Farbe pastos auf die Leinwand, bannt sein optisches Erlebnis, den flüchtigen Augenblick. Weite Blicke über Vorstadtgegenden und in Straßenschluchten hinein sind es vor allem.

Im Berliner Norden, im Wedding, malte er die Umwelt der einfachen Menschen, die, nur angedeutet, als kurze vertikale Striche den Bildern kompositorische Ausgewogenheit geben. „Berliner Norden“ aus dem Jahre 1931 ist ein typisches Beispiel dieser lockeren, am deutschen und französischen Impressionismus inspirierten Malerei, die in ihrer Schlüssigkeit eine erregende Vorstellung von der Stadt und ihren Bewohnern vermittelt.

Robert Liebknecht ist Berliner. Hier wurde der Sohn Karl Liebknechts 1904 geboren. Politik und Kunst gehörten seit Generationen zum Leben der Familie. Früh war Robert mit der Welt sozialer und geistiger Kämpfe vertraut. Auswirkungen dieser Kämpfe spürt und erlebt er bis heute. Und doch wurde er Künstler, nicht Politiker. Ein mutiges Unternehmen, soziale Sicherheit gab es keine.

Sophie, Karl Liebknechts zweite Frau, unterstützte die künstlerischen Neigungen Roberts. Als Kunsthistorikerin beeinflußte die gebürtige Moskauerin durch Lebensart und Kunstanschauung seine sich formenden Vorstellungen. Ihre Berliner Wohnung sah viel Besuch; sie war Treffpunkt für



Metroeingang, 1956/1980

Dichter, Schriftsteller, Maler und natürlich für Persönlichkeiten der Politik aus Ost und West, Süd und Nord. Robert, von den Freunden Bob genannt, erinnert sich an Rilke, Kandinsky, Chagall…

Um Möglichkeiten einer Berufswahl stand es schlecht für den Fünfzehnjährigen. Den Vater hatte die Reaktion ermordet, die Familie war bedroht, im Land herrschten Unruhe und Not. Freunde ermunterten ihn, sich Käthe Kollwitz vorzustellen. Der Zuspruch der Kollwitz bestärkte seinen Entschluß. Er wird Schüler Hans Baluscheks und Willy Jaeckels. Er erwirbt auch das Abitur und läßt sich an der Berliner Universität immatrikulieren. Doch wichtiger ist ihm die künstlerische Ausbildung.

1923 zieht Robert Liebknecht nach Dresden, dessen Kunstakademie durch Lehrer von Rang einen besonderen Sog ausübt. Er wird Schüler von Robert Sterl und Max Feldbauer. Die Behandlung des Lichts und des Motivs der Stadtlandschaft bei Baluschek und noch stärker der Impressionismus Sterls beeindrucken den Kunststudenten. Auch menschlich steht er dem berühmten Sterl nahe. Noch heute verwahrt Liebknecht Palette, Malgerät und ein Gemälde seines Lehrers, die er seinerzeit als Erinnerungsgeschenk erhielt.

1930 kann er in Berlin eine Stelle als Kunsterzieher an der Volkshochschule antreten. Nun heiratet er auch Hertha Goldstein, seine Gefährtin seit langer Zeit. Empfehlungsschreiben Sterls führen ihn zu Liebermann und Slevogt. Mit dem Studium, mit der Zeit der Suche und der Prüfung, setzt sein bis heute ungebrochenes Schaffen ein. Liebknechts Bilder verraten das Augenerlebnis ihres Schöpfers: Die fleckigen Farbfelder, -tupfer, -striche entheben das Dargestellte beinahe der Gegenständlichkeit, fangen reflektierendes Licht ein und brechen Schatten zu expressiven Wirbeln auf.

Eng vertraut sind ihm die Gegenden, die er malt. Mit Block und Zeichenstift war er an seinem Beginn – wie stets auch später – unterwegs und hielt alles ihn Interessierende fest. Diese Stenogramme füllen unzählige Skizzenbücher und Stapel von losen Blättern. Als wollte er Gewißheit haben, notierte er, was sich dem Auge bot.

Trotz bedrückender Vorahnungen und harter sozialer Auseinandersetzungen in der zugrunde gehenden Weimarer Republik fand der junge Maler anregende Bedingungen für seine Entfaltung. Er stand in Kontakt mit bedeutenden Zeitgenossen, die Arbeit als Lehrer gab ihm die Befriedigung, Erfahrung und Wissen jungen Leuten zu vermitteln, unter ihnen viele aus einfachen, der Kunst ja oft feindlich gegenüberstehenden Proletarierfamilien. Er beschäftigte sich intensiv mit Kunstgeschichte, stöberte in Bibliotheken und Antiquariaten und legte manchen hart verdienten Groschen in Büchern und Grafiken an. Besonders die Welt der Renaissance hatte es ihm angetan. Er ist ein ausgezeichneter Kenner des grafischen Werkes von Holbein, Dürer, Cranach.

Diese so schwere und schöne Zeit, die er mit seiner Frau in Berlin erlebte und genoß, die er eine der glücklichsten seines Lebens nennt, brach mit der Naziherrschaft jäh ab. Mit wenig Gepäck gelang es beiden, Träger eines gefährlichen

Namens und jüdischer Herkunft, das Land zu verlassen.

Ihr unruhiges, ungewisses Leben in Frankreich glich dem vieler Exilanten. Das Malen brachte Robert Liebknecht nun zwar kein Geld ein, war aber seine Möglichkeit des Ausdrucks und des Protests. Seine alte Neigung zur französischen Kultur half ihm, neue Freunde zu gewinnen. Eine lebenslange Freundschaft verband ihn mit George Besson, dem bedeutenden Kritiker und Sammler. Mit Akribie und Sensibilität übersetzte er Schriften von ihm ins Deutsche. Auch für den Lebensunterhalt war das lange Zeit wichtig. Hertha hatte in Berlin fortschrittliche Methoden der Psychotherapie studiert und gab diese nun in von ihr weiterentwickelter Form – als eine Art tanzrhythmischer Gymnastik – an Schüler weiter, so an Picassos Gefährtin Françoise Gilot und an die Witwe Paul Celans.

Der Zeichner Liebknecht indes wanderte durch alle Ecken von Paris – er ist bestimmt einer der besten Kenner dieser Stadt und ihrer Museen –, skizzierte Passanten, Szenen in der Metro, in Bistros, in den Parks. Diese Motive spielen von nun an die zentrale Rolle in seinem Schaffen. Noch heute sucht der Künstler auf diese Weise den Kontakt zu seiner Umgebung.

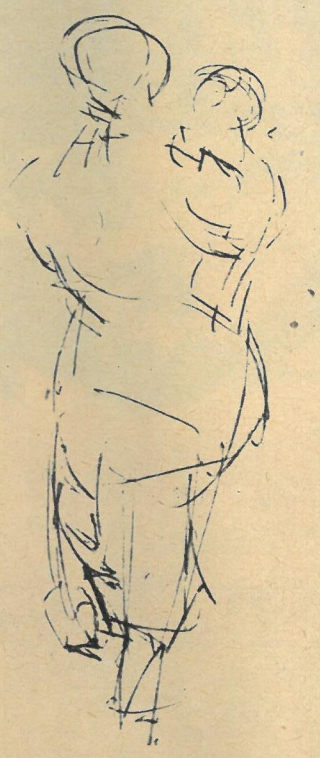
Im Atelier auf dem Montparnasse, dem Künstlertreffpunkt der Avantgarde seit dem Beginn unseres Jahrhunderts, läßt er in farbensprühenden Bildern was er sah aufs neue erstehen. Das pulsierende Leben der Metropole fängt er ausschnitthaft ein; doch die in jedem Reiseführer vermerkten berühmten Orte, die jeder Tourist gesehen haben muß, wird man auf seinen Bildern vergeblich suchen.

Zeichnerische Elemente treten seit den Gemälden der sechziger und siebziger Jahre immer weiter zurück. Die Farbe gewinnt noch mehr an Eigenwirkung. Besonders deutlich wird das an Bildern aus früheren Jahren, die er jetzt partiell oder ganz und gar überarbeitet, das Gewicht stärker auf den Selbstwert der Farbe legend.

Das Erlebnis der freien Natur außerhalb der Stadt – die Liebknechts beziehen am Wochenende ein kleines Häuschen, das sie als Sommeratelier eingerichtet haben – fern von Passanten und Straßenlärm, fördert diese malerische Auffassung. Viele Bilder voll flirrender Farbe, in vielen Schichten übereinander aufgetragen, vermitteln einen Eindruck von der Schönheit auch des kleinsten Ausschnitts Natur. Fast immer sind Bäume, Sträucher, Wiese nur Vorwand für das Aufwallen der Farbigkeit.

Liebknecht arbeitet lange und gründlich an seinen Bildern. Wie ein Wissenschaftler sucht er die Geheimnisse der Beziehungen der Farben untereinander für sich zu ergründen. Immer wieder entdeckt er Bildzonen, die sich diesen Gesetzen noch entziehen wollen, ihm nicht ausgereift erscheinen.

In die Stadt seiner Geburt zog es Robert Liebknecht nach 1945 öfter zurück, um seine Stiefmutter Sophie wiederzusehen, um mit alten Freunden, wie dem Maler Herbert



Tucholski, zu arbeiten und zu diskutieren, um die Entwicklung der Stadt zu verfolgen. Um seine Bilder vorzustellen: Die erste Ausstellung wurde in den fünfziger Jahren in der Nationalgalerie gezeigt; 1985 kehrten viele Gemälde der Berliner und Dresdner Zeit zu großen Schauen an die Orte ihrer Entstehung zurück; die jüngste Ausstellung Robert Liebknechts mit Werken, die Museen und Sammlungen der DDR gehören, ist in diesen Tagen in Neuruppin zu sehen.

Günter Rieger
(Text und Foto)

Reproduktionen: Detlef Christel (Farbe), Elfriede Schönborn, Archiv des Zentrums für Kunstausstellungen der DDR

Berliner Norden, 1931

Im nächsten Heft:

Glück-Wünsche

Der weltbekannte Romancier Konstantin Fedin war der erste Vorsitzende der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR. Von der Festveranstaltung zum 30. Gründungstag und dem Wirken der Gesellschaft mehr in unserem Beitrag.

Jede Kaffeebohne zählt

und jede Hand wird gebraucht bei der diesjährigen Ernte in Nikaragua, das von einer langanhaltenden Trockenheit heimgesucht wurde.

Foto: H. J. Horn

Ein Augsburger Fabrikantensohn

verläßt seine Klasse und gesellt sich zu den geringen Leuten; er lehrt diese von der Bühne herab, ihre Lage zu begreifen und sagt ihnen: So, wie es ist, bleibt es nicht! Er gründet ein Theater und hinterläßt Erkenntnisse. Zum 90. Geburtstag des Dichters Bertolt Brecht.

Foto: Archiv

Friedensforschung

Weltweit existieren 180 Einrichtungen, die sich mit der Friedensforschung befassen. Welche Probleme untersucht die Friedensforschung der DDR?

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Minerale – Gesteine – Erze

aus der Mineraliensammlung der Bergakademie Freiberg

FREIE WELT (1)

MANGANMINERALE

Milliarden Tonnen schwarzer Eisenmanganerze lagern auf dem Grunde der Ozeane. Bis zu 98 Prozent Mangandioxid enthalten die millimeter- bis dezimetergroßen Konkretionen (Mineralsubstanzen in Sedimentgesteinen, die im Gegensatz zu den Sekretionen von innen nach außen gewachsen sind). Oft lagert sich das Erz in Form von Knollen um fossile Haifischzähne oder andere organische Reste ab (Foto rechts).

Schon im Altertum waren die Manganminerale Rhodonit und Rhodochrosit (rhodon, griech. – rosa) ebenso bekannt wie das schwarze Manganoxid Pyrolusit. Der schleif- und polierfähige Rhodonit schmückt als Dekorstein Wände, Säulen und Fußböden in der Leningrader Ermitage und der Peter-Pauls-Kirche. Wie ein unterirdischer Palast ist die Moskauer Metrostation „Majakowskaja“ mit dem rosaroten Mineral ausgekleidet.

Die gewaltigen Manganvorräte auf dem Meeresgrund sind noch Ressourcen der Zukunft. Die abgebildeten Manganknollen wurden von dem sowjetischen Forschungsschiff „Witjas II“ geborgen (größte Knolle 5 cm). Gegenwärtig beschränken wir uns noch auf die Vorräte des Festlandes. Das weltgrößte Vorkommen befindet sich bei Tschiaturi im Kaukasus, wo seit 1879 Manganerz gefördert wird. Große Lagerstätten gibt es in Indien, Ghana und Brasilien. Andere große sowjetische Lagerstätten liegen im Gebiet von Nikopol, im Ural, in Kasachstan und in Sibirien. Die UdSSR ist eines der führenden Förderländer dieses Rohstoffs. Von ihr bezieht auch die DDR das benötigte Manganerz. Mangan wird bei der Herstellung verschleiß- und druckfester Stähle eingesetzt. Manganlegierungen zeichnen sich durch hohen elektrischen Widerstand aus. Die chemische Industrie verwendet Manganverbindungen als Katalysatoren. Die Glasindustrie wiederum benutzt Manganoxid, um Glasschmelzen zu reinigen und Gläser violett zu färben. Und das taten schon die alten Römer.

UNSERE FRAGE: Aus welchem Mineralgemenge besteht die Alexandersäule in Leningrad?

Antworten bitte auf Postkarte bis 3. Februar 1988 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin 1056.

Fotos: M. Knopfe, Text: Dr. W. Weber, Redaktion: Ch. Kotsch